Der Enthusiast.

Zweiter Band.

Gedruckt bei G. Franz in München.

Der Enthusiast,

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Zweiter Band.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Ex
Bibioth. Regia
Berolinensi.

20.

Das Ausbieten der Oelgemälde im größern Saale begann. Dem Archivar pochte das Herz immer stärker; — er stand neben dem Commerzienrath und dem Fremden, und hätte zu einer andern Zeit ihre Bemerkungen über jedes der zum Verkauf vorrückenden Bilder mit Interesse aufgenommen; jetzt hörte er nur mit halbem Ohre, denn er spannte auf den Gang der Versteigerung, auf die Wahl, die Gebote der Liebhaber, und konnte daraus bald Besorgniß, bald Hoffnung schöpfen.

„Höchst anziehend" — sagte der Kunsthändler — „ist so eine Auktion; man lernt Menschen-, Kunst-, Geschmacks-Kenntniß. Auch spielen manchmal Zufall und Glück wunderlich.

Wenn ich z. B. ein werthvolles, mir schätzbares Tableau bekommen sollte, so war's nicht anders, als wenn mein Schutzgeist alle Anwesende, Künstler, Kenner und Liebhaber wie mit Blindheit geschlagen hätte; ich konnte ungehindert durch sie Alle nach dem Schatze greifen."

„Würdest du nur auch blind" — dachte Blank bei sich — „wenn's an den „van Huysum" geht."

„Keine Beobachtung" — fuhr Jener fort — „ist so lehrreich, als — zu sehen, was den Menschen gefällt und mißfällt."

„Allerdings!" — sagte Blank; — „aber haben Sie nicht bemerkt, wie jener hagere Mann so verständig über Manches urtheilte, während er selbst der ärgste Stümper im Portraitmalen ist."

„Dieß läßt" — äußerte der Kunsthändler — „an die Eigenschaft unseres Geschlechts überhaupt denken, gegen sich selbst blind zu seyn. Die Bildung zum Urtheil ist eine andere, als

die zum Schaffen; jene nährt sich oft durch Verneinung, diese will lauter Bejahung. Dieß geht oft bis zu den lächerlichsten Extremen. Aber richtiger Sinn, Talent, Bescheidenheit, Demuth, angeboren oder anerzogen, bringen das näher zusammen. Gute Erziehung, strenge Schule lassen keinen Dünkel aufkommen."

Eine Suite moderner, französisirender Bilder kam zum Verkauf.

„Sehen Sie nur" — sagte der Fremde, dem Archivar Eines hinhaltend — „wie reinlich, wie fleißig, und doch wie geschmacklos! — so ist nun Alles aus jener Zeit! Die Kunst steigt und fällt immer im Ganzen, je nachdem sie in dem Gefühlkreis, der Gesinnung, der Mitwelt Aufmunterung findet oder nicht, je nachdem sie innerm Licht oder äußerm Glanze nachgeht."
„Zuweilen" — fügte Blank bei; — „erwacht auch, gemäß den Zeitereignissen und einem vielleicht lange verhaltenen Bedürfniß, in der Künstlergilde selbst der Enthusiasmus und eine

wechselsweiſe Aufregung; denn alle Geiſter wollen in ihrer Sprache im großen Rathe der Menſchheit mitſprechen, ihr einen Spiegel vorhalten. Jeder Schaffende fühlt ſich als ein Volkserzieher, der da ſagt: Seht! ſo möchte ich Euch haben!"

„Wie Perlen und Diamanten immer wieder Mode werden" — ſagte der Commerzienrath, — „ſo kann auch die Welt nicht zu lange ohne das Schöne ſeyn."

„Auch in Zeiten des Verfalls" — bemerkte der kunſthandelnde Profeſſor — „des Ungeſchmacks kann der Einzelne ſich retten, wie ein Noah und Loth zur Zeit der Verderbniß. Er hat die ewige Wahrheit und Schönheit der Natur, und ſelbſt an der beſchränkteſten Kraft wird man wahrnehmen, wenn ſie dieſe mit beharrlicher Liebe ſtudiert hat. Aber bei den beſten Meiſtern lerne er, wie die Kunſt es vermag, die Natur auszudrücken; ſie ſind es, durch welche hindurch wir ſtets dieſe erblicken. Ich bin der

Ueberzeugung, daß kein Gang in die Natur unfruchtbar bleiben kann; aber leider, die Ichheit, die Selbstheit des Künstlers, des Menschen ist fast unüberwindlich; daher ist die Kunstwelt, die Welt durch und durch voller Manier; aber auch die größten Meister werden viel seltener wahrhaft studiert und verstanden, als kopirt und nachgeäfft."

„Mir will es scheinen," — wandte Blank ein — „als wäre das Schaffen eines recht tiefsinnigen Malers, z. B. eines Rembrandt, in seiner speziellen Technik, seiner persönlichen Wundergabe den andern Meistern selbst ein Geheimniß."

„Ganz gewiß!" — bestätigte Jener. — „Nur der Genius begreift den Genius; aber keiner durchgreift, durchschaut ganz den andern, wie kein Philosoph, kein Dichter den andern ganz durchschaut, ja, wie kein Liebender ein geliebtes Wesen ganz versteht. Wo kein Räthsel, kein Geheimniß mehr bliebe, da wäre Antheil und Liebe fertig, und am Ende."

Unter ſolchen Wechſelreden war der „van Huyſum“ in der dem Archivar fatalen Nachbarſchaft der kopirten Venus dem Ausrufer näher gerückt.

Der Sterbliche kommt in ſeinem Leben nicht nur Einmal in den kritiſchen Fall, wo er durch ein Epoche machendes, Bedenkliches, Gefahrvolles hindurch muß. Er merkt, wie der Menſch alles Menſchliche früher oder ſpäter zu tragen erhält; — die Reihe kömmt eben auch an ihn, und am Ende iſt ſein Sterbeſtündlein der letzte Akt der Art, den er in Gottes Namen zu überwinden hat. Wohl ihm, wenn es ihm dann nicht ſchlimmer zu Muth iſt, als einſt im Schuleramen, bei der Konfirmation, wenn die Frage an ihn kam, bei der Beicht oder Kopulation, oder als unſerm Archivarius Blank in dem Augenblicke, wo der Ausrufer nach dem Blumenſtück langte.

Es gibt aber verſchiedene Gemüther; die einen präſtiren die Sache inſtinktmäßig, ohne

zu wiſſen, wie? Die anderen verlieren den Kopf, fallen in Ohnmacht und Verzweiflung; die Tüchtigſten behalten ihr helles Bewußtſeyn gleich dem Schützen, der, wenn der wilde Eber nun hervorbricht, die Schärfe ſeines Geiſtes, die Spannung ſeiner Sinne aufs Höchſte treibt.

Der Commerzienrath Schülen wurde durch ſeinen Diener ſchnell abberufen. Er ſah ſich nach dem Archivar um, wandte ſich aber dann an den Profeſſor, bezeichnete ihm eine Nummer im Kataloge, und flüſterte ihm Etwas, wahrſcheinlich ein höchſtes Preisgebot, ins Ohr. Der Archivar bezog es, nach dem, was er gehört zu haben meinte, auf die Venus.

Jetzt erhob ein Nachbar des Profeſſors das Blumenſtück. Dieſer wurde aufmerkſam, zog es mit ſichtbarem Intereſſe an ſich, drehte es gegen das einfallende Licht, rieb es an verſchiedenen trüben Stellen mit genetztem Finger. Ueberraſchung, Staunen war auf ſeinem Geſicht deutlich zu leſen.

Blank hielt sich für verloren. Er nahm sich mit aller Kraft zusammen, sah noch einmal nach der Nummer seines Katalogen, und zog sich in eine entfernte Ecke zurück, um weder seine Leidenschaft zu verrathen, noch durch irgend einen Umstand sich in eine unüberlegte Hitze des Bietens bringen zu lassen.

Man kam im Ausbieten an die Nummer der Venus. Blank hörte nur, er sah nicht, wollte, bis das Drohende vorüber, nichts mehr sehen.

Man that das Bild um fünf Louisdor auf; keine Seele bot darauf; der Professor rührte sich nicht. Man fragte, ob kein Liebhaber vorhanden sey. Es ist zu hoch angesetzt! — erhoben sich ein Paar Stimmen. Man forderte vier Louisdor; alles war still, wie zuvor. Da sahen sich die Commissäre an und sagten: drei!

Der Professor bot, gleichsam um die Ehre

der Verſteigerung zu retten, einen Gulden drüber, — und das Bild war ſein. —

Des Commerzienraths Diener trug es aus dem Saale.

Du biſt wohl fort! — dachte flüchtig, verworren der Archivar. — Was kann man bei Kopieen dieſer Art von Kunſtwerth, Marktwerth ſprechen? Zwei — zwölf — zwanzig Gulden! Das kommt nur auf den Liebhaber an, der es aufhängen will, oder ob zwei ſolcher Narren zuſammen kommen, und ſich wechſelsweiſe hineintreiben.

Jetzt kam aber der verhängnißvolle Augenblick. Der Venus folgte der „van Huyſum.“ Blank ſtutzte, als man ihn um zwanzig Gulden aufthat. Warum dieſe Herabſetzung? Alles wollte das Gemälde ſehen; es entſtand Bewegung, lautes Reden. Das Intereſſe wuchs. Man bot, man wurde überboten, und ſo gings hinauf und höher hinauf, und ehe noch der

wärmſte, innigſte Verehrer des Meiſterwerks zum Handkuſſe kam, ſtand es ſchon auf zwölf Louisdor.

„Gott ſchenke mir Beſinnung!“ — betete er, und bot einen Dukaten drüber; aber er war bald überboten. Er hatte in den Wettkampf hinein die Stimme des Profeſſors gehört. Daß du verſtummteſt — reicher Kauz! — rieſs in ihm — noch iſt's aber immer nur ein erbärmlicher Taglohn für einen ſolchen edeln Meiſter!

Und ſo trieb er's, damit ſich ja die Verſteigerung recht als ſinnebethörendes Haſardſpiel an ſeiner philoſophiſchen Selbſtbeherrſchung räche, wie von einem Dämon in Hitze gejagt und unwiderſtehlich fortgezogen hinauf bis zu hundert Reichsthalern.

Als ihm unter dem Aufſchauen der Anweſenden der Hammer auf's drittemal das Bild zuſchlug, und er herantretend einen Blick auf deſſen Rückſeite warf, dachte er, ſchon von einer Unheils-Ahnung betroffen: „Wie groß

und warum liegend, nicht in die Höhe?" Der Ausrufer drehte es nach dem Käufer. — „Himmel und Hölle! welches Blendwerk! welcher Irrthum! welcher Unsinn oder Betrug! Es war die Venus!

„Was ist das!" — rief er in gellendem Ton, alle Rücksichten vergessend. — „Das ist nicht die Nummer 71; das ist nicht der „van Huysum!" Das ist Nummer 70! Wo ist das Blumenstück?"

„Mein Gott! Das haben wir ja so eben verkauft, unmittelbar vor der Venus" — sagte der Ausrufer.

„Bin ich denn von Sinnen?" — polterte Blank noch immer wie außer sich fort. — „Verkauft? wie verkauft? Das Blumenstück folgt im Verzeichniß ja erst auf die Venus!"

Man wurde aufmerksam. Die Verwechslung war von Wenigen bemerkt worden. Wer betheiligt war, sprach geflissentlich nicht drein,

eben um nicht betheiligt zu erscheinen. Der Protokollführer hatte bloß in ein leeres Nummern-Verzeichniß Käufer und Preis zu schreiben. Die Commissäre waren ungeduldig über die Störung des Geschäfts. Einer gab die Auskunft: die Nummernzettelchen müssen beim Hin- und Herbieten abgefallen und verwechselt worden seyn. Man sey übrigens nicht streng an die Folgen der Nummern gebunden, wie ja gar oft nach Gefallen der Liebhaber das eine Stück vor dem andern ausgeboten werde. Für die Anwesenden entscheide das aufgestellte Stück; da heiße es dann billig: gekauft ist gekauft!

Auf die Einwendung Blanks: „Wie es denn wäre, wenn Jemand bloß auf eine Nummer des Verzeichnisses Bestellung gäbe" — erwiederte Jener: „Der Fall wäre ein anderer. Der Bevollmächtigte könnte aber doch ein unterlaufendes Versehen merken und rügen."

Die Anwesenden legten sich darein, und je nachdem sie sich lieber in den Fall des Archi-

vars oder der Kommission hineindachten, gaben sie jenem oder diesem recht. Bald war man aber des Streites satt, und drang auf Fortsetzung der Versteigerung. Blank aber, von leidenschaftlicher Aufwallung ganz aus seinem sonstigen schüchtern-bescheidenen Wesen herausgetrieben, stemmte sich dagegen und brummte weiter: „Um das Blumenstück bin ich gekommen, und dieses Weibsstück kann und will ich nicht behalten. Ich darf, denke ich, verlangen, daß man es wieder ausbiete.“

Die Kommission wollte nicht sogleich daran gehen, und meinte, der Meistbietende vor dem Archivar könnte für ihn einstehen. Dieser zog sich zurück, weil Niemand an sein Wort länger gebunden sey, als bis er von einem Andern überboten worden. So ging es fort durch mehrere, die das Bild gewollt zu haben schienen, als wäre alles gegen ihn verschworen.

Entweder waren die frühern Liebhaber der Schönheit durch die jammervolle Enttäuschung

ihres hitzigsten Nachstellers mit abgekühlt worden, oder hatten sie auf menschliche Weise ihre Schadenfreude an seinem Grimm, und wollten sehen, wie er sich weiter darin gebehrde.

Des gereizten Archivars Blick fiel auf den Professor; der Mann konnte ins Mittel treten. „Soll ich nicht den Rechtsweg ergreifen?" fragte er ihn. Er zuckte die Achseln. Einige Umstehende riethen dazu, andere prophezeihten schlechten Erfolg.

Er bat ihn auf die Seite, und sagte halb zornig, halb verbindlich: „Sie, Werthgeschätzter! waren auch unter meinen Treibern. Wollen Sie die Mezze? — die Göttin, will ich sagen." — „Ich habe von Schülen nur Auftrag auf die Hälfte dessen, was Sie darauf boten," — war die Antwort.

„Himmel und Erde!" — rief der Archivar — „das wäre ja ein Verlust, viel größer, als der Preis des „van Huysum." Wer hat denn diesen gekauft?"

„Ich!“ — ſagte trocken der Profeſſor.

Ein neuer Schlag! Er glaubte vergehen zu müſſen vor Schmerz und Aerger. Heimlich hatte er in dieſem wüſten Gewirre ſich nach Troſt umgeſehen und durchgeblickt in die hoffnungsvolle Ausſicht, daß vielleicht ein Jemand das Blumenſtück erſtanden, der keinen bedeutenden Werth drein lege, und mit ſich reden laſſe. Jetzt war ſein Unſtern entſchieden.

„Haben Sie noch Etwas hier vor?“ — fragte der Profeſſor mit einer Verſtandeskälte, die den Enthuſiaſten nur noch rabiater machte.

„Nichts!“ — entgegnete Blank kurz, und ſchickte ſich zum Gehen an. Dem Aufwärter gab er durch einen finſtern Wink zu verſtehen, daß er die Liebesgöttin, die er keines Blickes mehr würdigte, in die Ecke ſtellen ſolle.

„Ich wollte,“ — brach er auf der Treppe los — „daß ſich die ganze Geſchichte in meinem Innern mit Nacht und Vergeſſenheit bedeckte. Wäre es nur der augenblickliche Grimm. —

Was iſt eine Viertelſtunde im Leben! was kann ein Menſchenkind nicht aushalten, wenn es raſch vorübergeht! Aber dieſer verwünſchte Nachhall! Dieſes ſataniſche Fortklingen der Katzenmuſik! Dieſe unterhaltende Geſellſchaft von Gedanken vor dem Einſchlafen und beim Erwachen!"

„Hab' ich doch noch jedesmal einen Eſelsſtreich gemacht, wenn ich mich recht geſcheidt zuſammen nehmen und den Superklugen ſpielen wollte! Da hockte ich in der Ecke, drückte die Augen zu und wartete philoſophiſch, bis der göttliche „van Huyſum" zum Teufel war. Ja Schickſal! Du haſt mir einen rechten Naſenſtüber als Lektion gegeben! — Ich begleite Sie, ich muß ihn ſehen! Doch nein! nie, nie will ich ihn wiederſehen! Er hätte meine kleine Sammlung neu belebt, wie ſich eine gebildete Geſellſchaft erheitert, wenn ein Ankömmling von klugem Ausſehen, von verſprechendem Angeſicht in ſie tritt. Nun ſoll ſie

mir trauern! Mein Intereſſe ſoll an dieſem Verluſte ſterben!"

„Tröſten Sie ſich, Veſter!" — ſagte der Profeſſor. — „Sie hätten das Gemälde unter zweihundert Gulden dennoch nicht erhalten."

„Das iſt ein halber Troſt!" — äußerte Blank empfindlich. — „Mußten Sie denn gerade jetzt kommen? — Ohne Sie — wahrlich! hätte ich das Bild! Nur Ihre Gegenwart trieb mich in die fatale Ecke."

„Ich bin Ihnen alſo, Veſter! — wohl eine recht unerwünſchte Erſcheinung?" — ſagte der Profeſſor.

„Ohne weiters" — erwiederte Blank, und faßte des Profeſſors Hand — „wären Sie, Werthgeſchätzter! mir morgen als Bewunderer meines „van Huyſum," der Zierde meiner Duodez-Gallerie, eine weit erwünſchtere geweſen."

Sie ſtanden am Gaſthofe. Der Archivar brach ſchnell ab und empfahl ſich.

21.

Der tief Angefochtene ſuchte im Archiv Ruhe, im Anfaſſen der Berufsarbeit Beſchwichtigung ſeiner widrigen Gedanken. Zum Glück griff er an ſeinem Arbeitstiſch alſobald an ein peinliches Suchgeſchäft, das er ſchon ein Paarmal ohne Erfolg vorgenommen, und vor der Hand auf den Eintritt eines lichtgebenden Umſtandes oder einer zufällig ſich zeigenden Spur ausgeſtellt hatte.

Dieſes nahm nun ſein Beſinnen, ſeinen Takt, das rechte Fach zu treffen, ſo in Anſpruch, daß er das entflohene Bild für eine Weile vergaß.

Er strengte sich an, suchte, und fand endlich das Gewünschte. — Eine in Wehmuth getauchte Heiterkeit überschlich ihn, ein Gefühl der Genugthuung, das ihn einigermaßen tröstete.

Sein Wilhelm kam von der Schule; er schlich um den Vater herum, und zog endlich einen Papierschnitzel aus dem Buche.

„Ich hab' es in Nataliens Nähkissen gefunden," — sagte er, — „es ist das Papier, das der Herr Assessor bei uns verloren, und das sie Dir nicht zeigen wollte."

„Das gieng Dich nichts an!" — sagte der Vater, — „steck' es wieder an seinen Ort!"

„Natalie weiß davon!" — erwiederte der Kleine, — „sie sagte, Du dürftest es jetzt wohl lesen."

Es schien Fragment eines vom Assessor selbst verfertigten Gedichts, ein erster Entwurf zu seyn; das Ganze mochte er seinen nähern Bekannten zum Spaße vorgelesen haben.

— — — — — — —

Doch den Sparren aller Sparren
Find'ſt Du bei'm Gemälde-Narren;
Ein Quadratſchub, übermalt,
Wird mit tauſend Pfund bezahlt.

Ueber ſeltne Pergamente,
Welthiſtoriſche Dokumente,
Ueber köſtliche Autoren
Geht der allerärgſte Schund,
So ein alter Bilderfund,
Thörichten Reſtauratoren.

Abergläubiſche Kirchenfratzen
Sorgſam, zitternd abzukratzen, —
Von der braunen Haut von Oele,
Von Kapellen-Kerzenrauch,
Von des ew'gen Lämpchens Schmauch
Säubern falſche Raphaele,
Schmutzverhüllte Künſtlerſonnen,
Sanct Joſephe mit Madonnen,
Blondes Haar und Schwanenbruſt
Halbentblößter Magdalenen, —
Stillet reines Künſtlerſehnen,
Füllt das Herz mit banger Luſt.

Heiße Kunſtenthuſiaſten
Mögen nimmer ruh'n noch raſten;
In des Schloſſes Bühnenwinkel
Treibt ſie hoher Kennerdünkel.
Jubel hörſt Du, höreſt Jammer
Tönen aus der Rumpelkammer:
„Rohe Generationen!
Ohne Kunſtſinn, ohne Schonen,
Die mit hehren Ahnenſchildern,
Unſchätzbaren Meiſterbildern,
Schon vielleicht ſeit hundert Jahren
Sinnlos bisher abgefahren; —
Knechte, Mägde, loſe Jungen!
Die ihr mit Correggio's,
Van Dyk's, Michel Angelo's
So vandaliſch umgeſprungen!"

Rett', o rette, Mann der Kunſt!
Rett' es Deiner Liebesbrunſt,
Was zu reſtauriren iſt;
Nimm es mit Gewalt, mit Liſt!
Kunſtreliquien unterm Plunder,
Manche Perle unterm Miſt.

Kniee vor der ſchwarzen Tafel,
Die geflickt, verſchmiert, verputzt, —

Ber' ihn an den alten Pafel,
Halb entzückt und halb verdutzt;
Wie verzehrt Dein beſtes Mark,
Sey er auch ſo mürb, wie Zunder,
So ein ächter Trödelquark!
Bleibt er doch ein tiefes Wunder.
Wohl bedenkſt Du Weib und Kinder,
Kunſtzerſtreuter! noch viel minder,
Als ein Bauer Schaaf' und Rinder.

Wenn die ſteifen Ultrazöpfe,
Terroriſt'ſche Ritterköpfe
Abgebleicht und runzlicht darben
An den friſchen Lebensfarben;
Wenn Maitreſſen, Pfaffen, Fürſten
Nach den Nahrungsſäften dürſten,
Labſt Du ſie mit Glanzfirniſſen,
Zwackſt dafür an Trank und Biſſen;
Knickend reichſt Du Brunnenwaſſer
Deinen Lieben ſtets zu trinken;
Den Gemalten gibſt Du, Praſſer!
Wenn die dürren Köpfe winken,
Terebenthi Oleum
Rectificatiſſimum.

Blank war nach der Lesung nicht sowohl geärgert, als frappirt, wie Einer, der unerwartet und ungesehen über sich freie Aeusserungen zu vernehmen bekommt, oder der sich plötzlich in einem Zerrspiegel erblickt. So ernst es dem Menschen mit sich selbst seyn mag, er vermag doch nicht eben aus seinem Selbst hinauszutreten. Kommt ihm sein Bild im Auge des Andern vor sein eigenes Auge, so erregt ihn das oft weit stärker, als man von Einem, der, immer im Umgange mit sich, sein eigenes Wesen am besten zu kennen meint, glauben sollte.

Nichts Gewöhnliches wollte und konnte er jetzt mehr vornehmen. Er packte zusammen. Sein Wilhelm bat ihn begleiten zu dürfen; er wollte aber allein seyn und hieß ihn nach Hause gehen.

Er suchte im Freien einsame Orte; es war ein herrlicher Vormittag. Im sich verengenden Thale war bald ein Dörfchen erreicht.

Die Leute trieben ihr ernſtes, derbes, zum Theil ſchmutziges Geſchäft, ſchienen weder von der Kunſt, noch andern nobeln Paſſionen etwas zu wiſſen und zu wollen. Er gieng weiter und beſchritt den Park. Eine Schlucht, die er noch nie betreten, zog ſich einem Bächlein nach, allgemach in die Höhe; hochſtämmige Eichen und Buchen wölbten ſich ſchattengebend über den geſchweiften Weg. Die Sonne durchleuchtete die Wipfel über ihm; leichte Wölkchen zogen durch den blauen Himmelsraum.

In einer andern Zeit hätte ihn ſo ein Wandel in verſtohlener Muße unfehlbar mit der Empfindung heiterer Lebensentfaltung erfüllt. Auf dem Helldunkel der Baumwände wären ihm liebliche Bilder ſeines Daſeyns, Wollens und Wirkens vorgeſchwebt.

Jetzt gingen ſeine Gefühle aus Moll. — „Dir ſoll ich entſagen, freundliche Kunſt!“ — ſprach er mit ſich; — „gerade dir, zu der es

ſchon das Kind mit unausſprechlicher Gewalt hinzog! die uns ſo ſchnell intereſſante Gegenwart wie im Zauberlichte vor Augen ſtellt! Du biſt an keinen Zeitverlauf gebunden, wie Muſik und darſtellende Künſte, nimmſt nicht viel Raum in Anſpruch, wie Bildhauerei und Bau- und Gartenkunſt! Bedarfſt dich nicht mit bloßen Zeichen, wie die Poeſie; in beſcheidenem Raum entzückeſt du uns ſchnell, indem du uns in eine neue, leibhafte Welt entrückeſt. Sie lebt, ſie iſt da, ich bin in ihr, mit Sinn und Gemüth; — aber auch der Meiſter des Zaubers ſteht vor mir, ich bewundere ſeinen Geiſt, ſeine Kunſt, ſein geheimnißvolles Schaffen; ich lebe in der Zeit, die ſich ſolcher Zauberbilder zuerſt erfreute, die auf ſolche Künſtler ſtolz war, welche jedoch eben ihre Liebe, ihr enthuſiaſtiſcher Antheil geweckt und großgezogen."

„Ich ſoll mein Dichten und Trachten von dir wegwenden! Nur Sehnſucht und Verlangen ſuchen, finden, nur Neigung und Inter-

esse anerkennen, schätzen, denn sie alle tragen das gewünschte Gut schon halb im Geiste. Der Gleichgültige sieht über tausend Wunder der Natur und Kunst hinweg; selbst der Fachmann ist oft in seiner Einseitigkeit blind. Ich soll es von der Hand weisen, daß mich ein Fund glücklich machen, ein Erwerb ohne Opfer in langhin erhellte Stimmung versetzen darf!"

„Was war es denn, das mich zum treuen Freund der Natur machte, was mich auch den trüben, den stürmischen Himmel in seiner Art schön finden ließ, was mir das einsame, unheimliche Waldrevier zu einer Folge bedeutender Bilder und Ansichten, den Weg in jedem Moment auch zu einem Kunstziel machte, den angestrengten Marsch langer Reisetage mit einem Wechsel ansprechender Erscheinungen versüßte?"

„Ich soll also dem Heere trockener Philister ähnlich werden, die mit verrückenden Jahren immer mehr Anstrengung und Einsamkeit fliehen,

in ſich verengender Schneckenlinie ihres äußern und innern Lebens um ihr Grab herumſchleichen?“

Er ſtrebte immer weiter vorwärts; die Waldſchlucht wurde wilder, dunkler; einige Stücke Rothwild ſcheuchte ſein Fußtritt auf; ſie ſtarrten ihn forſchend an, und flohen dann in raſchen Sprüngen durch die Gebüſche, lang hörbar rauſchend, den jähen Forſt hinauf. Es ward wieder ſtill; nur das Bächlein rieſelte unten im Dunkel verwachſener Tiefe und akkordirte ſeinen Klagen.

„Alſo von der ſüßen Gewohnheit ſoll ich laſſen, durch den Wechſel freundlicher Naturerſcheinungen, ein lebendiges Bilderſpiel, ein Mancherlei von Anklängen, den Geiſt da und dort zur Thätigkeit aufzuregen! Das kommlichſte Vehikel, geiſtige Bewegung in leiblicher, wollen ſie mir verkümmern, indem ſie mir eine Thüre des Kunſttempels verrammeln!“

„Denken will der Menſch, ſoll der Menſch; aber am Gängelbande der Bücher, der ſo oft hinter dem Rücken von Natur und Leben geſchriebenen. So will es die Welt! Auch geſellig ſoll er's, aber nicht, indem er ſeine liebſten Intereſſen entwickelt, die Blüthen ſeiner neueſten Forſchungen entfaltet. Wie ſelten, wie ungeduldig wird er angehört! Nein, da, wo das längſt Ausgedroſchene noch einmal abgedroſchen, der Spreu dann mit ſtumpfen Zähnen geſellſchaftlich gekaut und ausgeſogen wird."

„O, wie oft muß man die Menſchen fliehen, wenn man für ſie denken, empfinden, thätig ſeyn will!"

Er ſtand unvermerkt am Ende der Schlucht. Sie ſchloß ſich maleriſch mit einem Amphitheater ſenkrecht aufſtarrender Felſen, über welche das Waldwaſſer in mehreren Adern herabrieſelte und im Falle ſich an hervorſtehendem, bemoosten Geſtein plätſchernd brach.

Vergebens ſuchte der einſame Wandler durch irgend eine Zerklüftung die Höhe zu gewinnen. Es wäre, wo nicht unmöglich, doch halsbrechend geweſen; er dachte an das Schreckliche, wenn hier das Geſchick den Verwegenen mit einem Beinbruche beſtrafte, hier, in öder Abgeſchiedenheit, wohin vielleicht in Wochen kein Jäger oder Holzfrevler ſeinen Fuß ſetzt; von wo kein Hülferuf hinauf dringen würde auf betretene Pfade. Er malte ſich den Fall ins Grauenvolle aus und gieng gerne zurück. Er fand Fußtritte, die ſich ſteil hinauf um die Felſen zogen. Durch's Dickicht eines jungen Schlages gewann er eine freie Höhe. Die Ausſicht war erheiternd; die Waldwände traten auseinander, der Durchblick zeigte über ein Fruchtgelände hinweg das ferne, duftig-blaue Gebirge.

Er verlor ſich gerne in dieſe geſtaltloſe Weite, dieſes unbeſtimmte Jenſeits, deſſen abſtufende verblaſene Töne ſich unmerklich in die Luft ver-

loren. Es war ihm ein ſanfter Leiter in die Jahre ſeiner Jugend zurück, in die verhüllten Tage ſeiner Zukunft. „Was war ich? was bin ich geworden? was mag ſich noch aus dieſen Keimen, dieſer Verzweigung meines Daſeyns entwickeln? Iſt doch die Wurzel geſund, der Stamm feſt, die Veräſtung regelmäßig; — warum ſoll ich denn in der Zeit meines beſten Standes einen kräftigen Zweig, wie einen geilen, tauben Waſſerſchößling abſchneiden laſſen? hat er denn nicht Blüthenknospen, fruchtverſprechende, angeſetzt?“

Das war ſo eine ſorgliche Frage an den Weltgeiſt, deſſen Huld am fröhlichen Gedeihen alles Naturgemäßen verſpürt wird.

„Laß mir, ich bitte Dich! dieſes bewußte Schauen deiner ſchönen Werke, das Wahrnehmen der flüchtigen Hauche, der verſchwebenden Töne über Deiner täglich neuen Welt! Nur wer ſie ſucht, der findet, kennt ſie. Dein begabteſter Meiſter, dein Claude, wandelte täg-

lich so, und sammelte unschätzbare Momente in dem Spiegel seines Seelenauges. Wie erfreut mich's, daß mich seine gefühltesten Werke nicht etwa oberflächlich reizen, wiewohl auch Kinder und Affen, nein — wie ein Bekanntes, meiner Liebe, meiner Leidenschaft Verwandtes ansprechen, mich freundschaftlich, brüderlich grüßen!"

„Auch mir dünkt jeder frische Morgen, jeder warme Sonnenuntergang, ohne mich verstrichen, ein Verlust an meinem Leben. — Ist dieses eine Reise, so sey auch jeder Tag eine kleine Pilgerschaft. Wie dem frommen Wallbruder auf der Pilgerfahrt Schöneres zur Sprache kommt, als da er noch in seinen vier Wänden in der Wiederkehr des Häuslichen hinlebte, so will auch mir jeder Wald ein heiliger Hain, jeder Berg ein Horeb werden, Erwecker und Leiter der schönsten innern Regungen."

„Deine Natur, o Gott! ist ja immer größer als Alles, womit sich der Mensch umbaut;

und dein Sonnenſtrahl, hineinleuchtend in Palaſt und Tempel, verleiht erſt dem Schönen und Heiligen ſein rechtes Leben.“

„Laß mir meine Natur-, meine Bilderluſt! den Verkehr mit den kunſtreichen, ſinnigen Schöpfungen Deiner treuen Meiſter! Iſt doch Sehen, klar Sehen — das, was Deine Begabteſten, Weiſe, Sänger, Künſtler über gemeine Naturen hebt, und zum Stolz aller Zeiten macht!“

„Bei welchen Erzeugniſſen der Kunſt, der bildenden Natur wäre Umgang und Verkehr reizender, tägliches Schauen, Uebung des Sinnes und Urtheils, Vergleichen und Forſchen zugänglicher, einladender, fruchtbarer, ein unerwarteter Erwerb, ein glücklicher Fund erfreulicher, überraſchender, ein ſorgſames Wiederherſtellen belohnender, — als bei den uns in ſo reicher Zahl umgebenden Schildereien, namentlich denen der ältern, kunſtholden Zeiten?“

22.

Als Blank an den Saum des Bergwaldes kam und aus dem Forſtzaune trat, hatte er das weitgedehnte Hügelland mit Gärten, Weinbergen, Fruchtgeländern und Wieſenflächen, die Stadt, mehrere Dorfſchaften und Schlöſſer, die Krümmungen des Fluſſes, einen groſſen Halbkreis des Horizontes bis über die Vaterlandsgrenze hinaus vor ſich.

Die Mittagsglocken erklangen, und deutlich war vom Kranze der Hauptkirche der Choral der Zinkeniſten vernehmbar. Er hatte ſich verſpätet; er wandelte nun die lange Steige raſcher hinab, und ſtrebte durch die dichtſchattende Kaſtanienallee ſeinem Quartiere zu. Hier

im Kühlen traf er seine Bekannten und ein Paar andere Lebemänner. Er fand sie in einem eifrigen Gespräche begriffen; eine politische Neuigkeit wurde verhandelt. Durch den Staatsakt eines Nachbarreiches schienen die liberalen Begriffe (er pflegte sie weder Ideen noch Gesinnungen zu nennen, und meinte, jene Bezeichnung seye die richtigere) eine festere Gründung erhalten zu haben.

Sie grüßten ihn in barschem Ton und blickten ihn dabei fast herabsehend an. „Was würdigen wir," — sagte der Regant im Halbernste, — „den Kunstenthusiasten nur eines Wortes über die köstliche Kunde! Der Indifferentist! er soll sie nicht hören! Welcher Farbe gehört er an? Ich habe ihn im Verdacht des Absolutismus. Er nimmt jeden aristokratischen Stiefelknecht, jede ultraistische Spucknapfsseele in Schutz."

Die Andern lachten aus vollem Halse über diese Wortpaukenschläge.

„Wärst Du Einer der Unsrigen, Du dürftest mit uns gehen. Wir feiern das Ereigniß im König von ***, der aber seinen Schild nächstens in einen liberalen umsetzen muß. Wir thun's nicht anders! — Was würdest Du ihm für einen an die Hand geben, Kunstmann! — Den Raphael oder Albrecht Dürer? Ich glaube, Du nimmst nicht einmal in der Kunst Partei, oder lässest wohl gar die deutschthümliche Nazarener-Schule gegen die frivolen Heidenmaler im Stiche!"

„Mit Eurem Partei nehmen!" — erwiederte ruhig der Archivar. — „Ein betheiligter Mann nimmt von Rechtswegen Partei; er hat sein Feldgeschrei, seine Parole, an denen man ihn als Freund oder Feind kennt. Ein Rüstiger soll am Kampfe thätigen Antheil nehmen, sich zu einer Partei bekennen, denn wenn auch jede ihre Einseitigkeiten und Uebertreibungen hat, so kann ja eben sein milderndes Wort, sein gemäßigtes Benehmen den Extremen wehren helfen; aber —"

„Da haben wir's!“ — unterbrach ihn der Regant. „Nur durch schroffe Entgegensetzung, durch starre Entschiedenheit wird in der Welt Etwas durchgesetzt. Der Einseitigkeit wehren! die Uebertreibung mäßigen! — lauter Halbheiten!“

„Laßt mich ausreden!“— sagte Blank;— „der Angehörige nehme Partei, der fernstehende Beobachter halte seine Ansicht, sein Urtheil frei; er suche sich zu unterrichten, statt zu entscheiden, er schaue umsichtig, statt blind hinzustarren. Wie lange habe ich es mit angesehen, dieses tägliche Harren und Spannen auf plausible Lügen, dieses Betteln um angenehme Täuschungen, dieses Wünschen und Verwünschen, Hoffen und Verzweifeln, Frohlocken und Schelten, dieses Zürnen mit der Welt, dieses Hadern mit der Vorsicht, dieses gänzliche Mißkennen der organischen Entwicklung zeitlicher Dinge, dieses Blindseyn gegen die Evolution der menschlichen Angelegenheiten! Wie oft hab' ich auch

eine kränkliche Idee, einen zu früh geborenen Plan mit Angst und Sorge, immer hoffend und immer fürchtend, im Tragkissen herumhätscheln sehen, bis er euch auf den Armen abstarb! Wenn ich nur auf die rechte Einsicht in das politische Getriebe stoßen würde; — aber so ist es meistens nur der schwache Nachklang des Charivaris der öffentlichen Blätter."

„Was der Mensch recht wissen will, das muß er studiren, durchforschen, an der Quelle mitleben, und so stoße ich alles von mir ab, bei was ich nicht auf den Grund der Tiefe komme."

„Wir hören schon, wo du hinauswillst, vermaledeiter Pantheist, Feueranbeter, Sonnendiener, Natur- und Kunstzögling!" — rief der Anceps. — „Du konntest als Göthianer schon von der jovialen Philine lernen, daß dein leidiger Fetischismus und Naturdienst heidnisch ist, daß den Menschen eigentlich blos der Mensch angehen soll. Aber Du hast immer ernste und hei-

tere Gesellschaft über Deinem Natur-Nennen versäumt und bist träumerisch umhergeklettert, während wir die Angelegenheiten unserer Mitbürger abhandelten."

„Alles hat sein Maß" — brachte der Archivar vor; — „Philine mahnt uns allerdings, der Naturlust Grenzen setzen, besonders aber das süßlichte, geschwätzige Schwelgen in Naturschönheiten uns abzuthun. Wer ihnen nachgeht, werde sich ihrer ernst bewußt, er studire sie, wie Blumenbach und Cuvier die Naturreiche, und suche für gewisse Erscheinungen den kurzen Ausdruck der Gesetzmäßigkeit."

„Am Ende bezieht sich alles Ernsthafte auf die Menschheit, nur auf verschiedenen Wegen. Wer da handelt, der führt nicht den Pinsel; wer Schlachten liefert, der geht keinen Sonnenauf- und Untergängen nach; ein Epaminondas braucht nichts von den viertausend Muskeln der Seidenraupe nach Lionnet zu wissen und so fort."

„Aber, liebe Freunde! bedenkt, daß die Kunst auch eine Weltmacht ist, daß, wenn ein Volk eingedenk seiner Herkunft, seiner Bildung, seiner Institute sich seine Geschichte nicht will nehmen lassen, in dieser auch die Erinnerung an seine Naturfreuden, an seine schönsten Güter, an die Werke der Kunst enthalten ist:"

„Ist denn nicht Alles recht und gut, was die Menschenkinder mit Verstand und gutem Sinn, mit Lust und Liebe an der Hand der Natur thun; und stammten nicht von jeher aller Unsinn im öffentlichen und häuslichen Leben, alle Gräuel im Handeln, aller Wahnwitz im Denken aus dem Verlassen der Natur, aus dem Mißkennen der ewigen, ursprünglichen Bedürfnisse der Menschheit?"

„Laßt mir also die Kunst mit Ruhe! insbesondere ist die Bilderkunde ein schönes, aber nicht sehr häufiges Studium und wer es zur Meisterschaft brächte, könnte sich wohl gar nothwendig, berühmt machen."

„Man klagt über die Ausgaben für Bildwerke, über das Heranziehen von Künstlern, die einst nach Brod gehen, vielleicht darben müssen. Ich denke, jedes, selbst das kleinste Ländchen könnte auch Etwas für die Kunst thun; versteht sich, mit der größten Sparkunst. Alle Häuser, Paläste und Kirchen hängen voller Malereien; man sammle das Bessere, man erhalte das Werthvolle. So wenig jetzt für die Kunst im öffentlichen Leben geschieht, so werden doch im Privatleben große Summen für Portraits und Genrestücke an Stümper ausgegeben. Vor zwei- bis dreihundert Jahren war das Handwerk weiter, als jetzt die Kunst und man sieht fast lauter gute Bildnisse aus jener alten Zeit. Ich wollte allerdings, ich könnte dahin wirken, daß für öffentliche und Privatausgaben auch Tüchtiges geleistet würde."

Das war den lustigen Gesellen nicht recht, daß der Archivar sich so besonnen vertheidigte. Sie wollten ihm gern beikommen und wechselten deshalb mit Schimpf und Glimpf.

„Apropos!“ — sagte der Anceps; — „es ist unter den Kunstmannen heute schon ruchbar geworden, daß Du Dich an einer Venus verbrannt und ein Capitalbild Dir hast entwischen lassen. Nun ja! so ein gewandter Kunsthändler, wie der Fremde ist, muß es freilich einem Aktenwurm und Canzleibücher-Scorpion abgewinnen.“

„Freunde! laßt Euch einen Hauptspaß erzählen, den ich erst vorhin erfahren. — Neulich pilgerte unser Bilderjäger über Feld und kommt in das Judenert Hochberg. Er guckt nach seiner Gewohnheit durch jedes offene Fenster, ob nicht ein altes Tableau an der Wand hänge, so ein unerkannter Correggio, Salvator Rosa oder dergleichen. Siehe! bei einem Hause steht ein Flügel offen, ein dunkles Bild hängt an der nahen Wand. Er tritt hinzu, starrt hinein; vor Schmutz ist das Ding nicht zu erkennen.

„Ein hübsches Judenmädchen streckt den

Kopf heraus; er bringt sein sehnsüchtiges Verlangen an; sie stutzt, wird roth. Die Hebräer sind aber die artigsten Leute gegen uns Christen, die zuvorkommendsten, und ich habe nie erlebt, daß ein Jude einen Christen schimpfte oder schlug. Sie wollen gut machen, was sie einst gefrevelt. In ihrem holden Liebesblick liest er sein nahes Glück. Sie sucht ihn jedoch auf dem Vorplatze durch Complimente aufzuhalten: die Stube sey in Zerstörung und für einen solchen hübschen Mann nicht aufgeräumt genug, u. s. w. Nachläßigkeiten an und in Wohnungen, an Menschen, besonders an schönen Kindern hat unser Kunstfreund aber stets nur mit billigenden Künstleraugen wahrgenommen. Er schiebt das Schickselchen auf die Seite und dringt in die Stube hinein. Sie läuft zur Küche und kommt ihm mit einem angezündeten Rauchkerzchen nach. Jetzt merkt er erst, daß zwei Gerüche mit einander kämpfen, wodurch der unangenehme nur um so mehr hervortritt. Nun freilich, Reinlichkeit ist nicht die

Stärke des Völkchens, das die beſten Waſch-, Feg- und Räucherungs-Geſetze der Welt hat."

„Er findet ein ärmliches Küchenſtück. Da guckt aber hinter dem Bettvorhange noch ein Rahmen hervor; alſo ein Pendant! vielleicht iſt dieſer beſſer! Er zieht den Vorhang weg; Schickſelchen will's verhindern; — zu ſpät! bei Gemäldewüthigen muß man behender ſeyn."

„Da ſitzt auf'm Nachtſtuhl eine alte Sara und treibt den Kunſtfreund mit allerhand artikulirten und andern Tönen von der Schau des Gegenſtücks weg. Er bedauert weniger die unwillkommene Entdeckung, als daß er keinen Murillo oder dergleichen gefunden."

„In einiger Verlegenheit drückt er ſich durch die Thüre, und wird ein wenig roth über dieſe mißglückte Kunſterpedition. — Was ſagt Ihr dazu? — Unſer Freund behauptet, wie ihr wißt, der Ort, wo er ein hübſches Gemälde gefunden, erworben, bleibe ihm ſtets mit ſeiner

Umgebung im heitern Andenken, wie der, wo man unerwartet seinem Liebchen begegnete oder wo ein fröhliches Fest gefeiert worden. Nun ich denke, das Dorf Hochberg und das Judenhaus mit der Gardine werden an solche herzerheiternde Reminiszenzen keinen Anspruch machen." —

Die Freunde lachten herzlich.

„Es ist Etwas an dieser Sache" — äusserte Blank, — „aber unser N. kann Nichts erzählen, wie es war, sondern wie er's braucht. Wer wird aber — frage ich — einen Humboldt oder Seezen auslachen, wenn sie auf ihren Entdeckungsreisen an etwas Unflätiges hingerathen?"

Die Freunde lachten jetzt nur um so stärker.

„Daß Ihr aber nicht glaubt, ich frage so gar nichts nach den Weltereignissen und dem Geschicke der Nationen" — fuhr der Archivar

fort und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche — „so seht hier, daß ich immer von den neuesten Begebnissen Kunde habe.“ Er las ein paar Artikel vor, in die sich die Diplomatik der Andern anfangs nicht finden konnte. Doch nach und nach fanden sie die leitenden Fäden; sie vermutheten, combinirten, argwohnten, deuteten, blickten schlau hinein, und wunderten sich nur, daß ihre Blätter hievon schwiegen, — als der Anceps, das Blatt anfassend, ausfiel: „Verfluchter Regierungs-Verhandlungs-Urkunden-Wärtel! — 1796 — ein uraltes Zeitungsblatt!“

„So geht's!“ — sagte der Archivar trocken; — „ich habe dieses Blatt längst für einen solchen Moment aufgehoben; in diesen Tagen passen seine alten Neuigkeiten gerade wie ein veraltetes Corset, wenn es nach fünf und zwanzig Jahren wieder in die Mode kommt.“

„Was aber Eure Staatsaktion betrifft, so mag sich unser B. erinnern, daß ich in meiner Einfalt schon vor etwa drei Monaten behaup-

tet, es müsse und werde so kommen. Der Tagesgeschichte in all ihr unendliches Zeitungsgetheil zu folgen, nimmt ein ganzes Leben in Anspruch, verwirrt den Blick und leitet von der eigentlichen Geschichte der Nationen ab. Was mir zu wissen Noth ist, kann ich auf kürzerm Weg erlangen. Auf keinen Fall lasse ich mir das Lächerliche beikommen, im Rathe der Völker von meiner Stube aus mitstimmen zu wollen, oder, wenn es meiner Ansicht entgegen geht, zornig eine Faust in den Sack zu machen."

Keiner gönnte ihm diesen Triumph; — sie schwiegen.

„Laßt mir" — äusserte er noch — „meine Kunstwuth! ich verkümmere Euch dagegen Eure Dilettanten-Diplomatik nicht. Nur so viel zu meiner Rechtfertigung: Wem es mit einer Sache wahrer Ernst ist, der muß sie zu durchforschen, ihr auf den Grund zu kommen trachten, muß drin leben; er muß das Centrum, den Punkt, von dem Leben und Bewegung aus-

geht, ſuchen, er muß täglich wachſen wollen an Erkenntniß, Klarheit, Umſicht, leichtem Bewegen, er muß das Mannichfaltige, das verworren Scheinende auf einen einfachen Ausdruck zurückzuführen wiſſen."

„Nun, die Hand auf die Bruſt! — wer von Uns hat das ſicherere Fundament, den dankbarern Gegenſtand, den gewiſſern Erfolg vor ſich? — in welcher Sphäre iſt mehr Beruhigung, Heilbad der Seele, fühlbare Entwicklung, Lebens-Erneuerung?"

Sie waren unter ſolchem halbernſten Hader an den Eingang des Gaſthofes gekommen, wo ſie ihm durch Kopfwinken das Mithalten antrugen, er aber eine ablehnende Bewegung machte.

23.

Blank eilte nicht eben in der beſten Stimmung nach Hauſe. Was er ſo eben als ein lachendes, fruchtbares Feld beſchrieben, es hatte ihm gerade heute viel Diſteln getragen. Der Commerzienrath erſchien ihm zu zähe, als daß er ihm von dem fatalen Venusbilde helfen dürfte. An den Kunſthändler konnte er nicht ohne Aerger denken. „Ihr Reichen“ — murrte er — „habt überall die Vorhand! ihr gebietet über die Preiſe; ihr kauft wohlfeil ein, weil ihr die Gelegenheit abwarten könnt; was ihr beſitzt, erſcheint, wie die Habe des Vornehmen, immer beſſer, als das Gut gemeiner Leute. Die Welt iſt voller Vorurtheil und leer an Urtheil, und

während sie über Aristokratismus loszieht, ist sie dick angesaugt mit Respekt vor Nabobs und Schachs und ihren Schätzen."

Der Assessor erschien ihm hinterlistig, heuchlerisch und zu Haus erwarteten ihn mürrische Gesichter über sein langes Ausbleiben, das man natürlich seinem Verweilen in der Versteigerung zuschreiben mochte.

Er trat finster in sein Zimmer; man trug eben erst das Mittagessen auf, und über den Verzug sich entschuldigend, war man froh, daß er zufällig heute später heimgekommen. Der fremde Professor — hieß es — sey schon zweimal da gewesen, habe angelegentlich nach dem Vater gefragt; man habe ihn im Archiv, im Schlosse gesucht und sey in Sorge gewesen, ob ihm nichts Unangenehmes zugestoßen. Der Fremde wolle nach Tische wiederkommen; — er habe die Gemälde mit großem Wohlgefallen betrachtet, mit der Mutter und den großen

Geschwistern über die einzelnen Bilder gesprochen, die Meister genannt, sich gefreut, daß Robert Einsicht in die Kunst verrathen, über die Aeusserungen der Mädchen gelächelt; er sey überhaupt ungemein aufgeräumt und am Ende ganz familiär geworden.

Insbesondere war Natalie seines Lobes voll, ihr Auge glänzte von einem jungfräulichen Feuer. Die Mutter nickte bedeutsam und sagte: „Wenn der Herr Professor nicht schon ein tiefer Fünfziger wäre, ich hätte ihn wegen Etwas im Verdacht. Sie mußte von Bild zu Bild den Cicerone machen und ihre Auskunft schien ihm von großem Interesse zu seyn.“

Man war erregt von dem unerwarteten Besuch; die Gemälde-Leidenschaft des Vaters hatte durch ihn auf einmal eine vernünftige Unterlage erhalten; man konnte kaum erwarten, bis der Fremde wieder kam.

Ueber diesem Vorgange hatte man die Auktion ganz vergessen und Blank verschmerzte

in Erwartung des Kommenden den Verluſt des „van Huyſum.“

Er nahm nach Tiſch einige unſcheinbare, verpuzte Bilder hinter dem Ofen weg und ließ ſie in die Kammer tragen. „Sie ſtören,“ — ſagte er — „den Eindruck der übrigen. Man ſollte eigentlich nur ein gutes Bild um das andere, jedes ins beſte Licht geſtellt, ſehen. Selbſt bei Künſtlern und Kennern wird das Intereſſe ſonſt getheilt. So wenig dieſe ſich aus dem Schmuck der Rahmen machen, ſo iſt doch Gold, reich, jedoch nicht flimmernd, die ſchönſte Iſolirung des Bildes, das ſich in ſeinem Dunkel durch dieſen indifferenten und doch ſo edeln Mattglanz am beſten von aller Umgebung abhebt.“

Der Profeſſor ließ dießmal auf ſich warten, endlich kam er mit ſtarken Schritten die Straße herauf gegangen, gleich als wollte er durch ein rüſtiges Weſen ſeine Manneskraft bewähren.

Die Bekanntschaft von heute wurde erneuert; er hatte mit dem Commerzienrathe manches über des Archivars Kunstsinn und Liebe, über seine Familie gesprochen und war begierig, dessen kleine, aber manches Interessante darbietende Sammlung zu sehen. „An Männern, wie Sie sind" — bemerkte er — „könnten Regierungen lernen, wie man mit sparsamen Mitteln in wenigen Jahren eine ordentliche Gallerie zusammenbringen kann. Ein kleiner Gemäldeschatz sollte in keiner Hauptstadt fehlen; er würde so nach und nach vom ganzen Volke gesehen, und kein Mensch, der nur je für dergleichen Sinn hätte, entbehrte der Nahrung für dieses edlere Bedürfniß gänzlich. Die Einbildungskraft des Menschen ist ein Hauptleiter seiner Begriffe und Empfindungen. Mit welchen ärmlichen Bildern aber behelfen sich die Meisten von Hübners biblischen Historien an ihr ganzes Leben hindurch? In welchem Schmutz müssen sich Tausende unserer Brüder umtreiben; wäre es nicht wünschenswerth, daß ihnen wenigstens eine le-

bendige Vorstellung von einem reinern, großartigen Daseyn, einer würdigern äusserlichen Gegenwart zu Theil würde?" —

Mit der Familie war der Gast schon bekannt, und — wie er verbindend äusserte — aufs beste vertraut, und er glaube es sich sagen zu dürfen, freundschaftlich von ihr aufgenommen. Blank schmachtete darnach, ihn ins Gemälde-Zimmer zu führen; der Professor hatte aber an Gattin und Kindern, als lebenden Gemälden, Manches zu betrachten und schien sich in der Wohnstube zu gefallen und heimisch zu finden. Er wußte über Jedes in malerischer Beziehung Etwas zu bemerken, was gern gehört wurde, obwohl es mehr künstlerisch ernst, als conventionell schmeichlerisch klang.

Es waren Vergleichungen mit Bildern meist älterer Maler, die zugleich unterrichtend waren und dem Archivar treffend erschienen, ob er wohl bisher nur dunkel an dergleichen gedacht hatte.

Nun forderte aber doch die Rücksicht auf dessen Hauptanliegen, daß man die wirklichen Gemälde beschaute und musterte. Dieß geschah denn auch mit liebendem Antheil. Ein Mann, wie der Professor, fand sich mit dem Besitzer nicht durch ein oberflächliches, hohles Lob ab, noch machte er seine Kennerschaft durch theoretisches Aussprechen des Allgemeinbekannten oder Wahrnehmen besonderer Feinheiten oder kaum sichtbarer Mängel geltend; am wenigsten konnte ihm beikommen, nach Art dünkelhafter Laien ohne Kenntniß und Gemüth sich an ein hervorstehendes Eckchen von Eigenthümlichkeit oder Manier tadelnd zu hängen und über diesem das ganze bejahende Leben des Gemäldes zu vergessen.

Er würdigte das Werk nach seiner Kunsttendenz, nach dem Grade seiner Meisterschaft, deutete auf Zeit und Land seiner Erzeugung, auf den Charakter des Malers, und wenn er etwas Einschränkendes oder Tadelndes aus-

ſprach, ſo galt es der Manier der Schule, der perſönlichen Bedingtheit des Meiſters.

Der Beſitzer war noch nie mit einem Beſchauer ſeiner Sammlung ſo zufrieden geweſen. Wenn er ſich über Andere oft ärgern mußte, weil ſie ohne Verſtand lobten und das Geringere oft über das Beſſere ſtellten oder ohne Befugniß tadelten, ſo wünſchte er gerade von einem ſolchen Manne weder Lob noch Tadel allein, er wollte wiſſen, was ſeine Lieblinge waren und was ſie nicht waren.

Ja er empfand bald das Wohlthuende eines ſolchen Auges noch weiter. Er fühlte, indem der kunſterfahrne Gaſt bei einigen werthvollern Bildern über die Behandlung im Ganzen ſprach, und was der Meiſter in bekannten Werken auſſerdem noch geleiſtet, wie er andern berühmten Malern deſſelben Genre's nahe gekommen, kurz indem er das Werden des Gemäldes umſchaute, auch ſeinen eigenen Blick erfriſcht, erweitert und gleichſam über das Bild hinausgehend; er

dünkte einen Cyklus von Tableaus derselben Kunstart vor sich zu sehen, und sein Gefühl, das oft, wenn er vor einem Bilde stand, unruhig, fast ungenügsam weiter verlangte, und, er wußte nicht, ob in diese Natur oder in die Technik hinein dringen wollte, ward jetzt wie von beengenden Banden frei.

„Sonderbar!“ — sagte er; — „bald betrachten wir namentlich unsere eigenen Besitzthümer zu mikroscopisch, bald will unser Gemüth sich in die Darstellung versenken, wieder ein Anderesmal möchten wir durchaus den schaffenden Geist, die geheimnißvoll kunstreiche Hand des Meisters begreifen. Unterrichtendes Wort weiß uns hier weiter zu führen oder doch zu beschwichtigen.“

„Am genügendsten“ — fügte der Professor bei — „und am lehrreichsten möchte freilich ein vertrauter Umgang mit dem vielleicht längstverstorbenen Schöpfer selbst, ein Beobachten seines Thuns von der ersten Anlage durch die

Fortbildung bis zur Vollendung des Werks seyn."

Natalie brachte dem Gast und dem Vater Caffe. „Dieses familiäre Getränk" — sagte der Erstere mit einem zärtlichen Blick auf die reizende Mundschenkin — „möchte ich, wenn's gestattet würde, gar zu gern in Ihrem Wohnzimmer und am Tische genießen. Ich glaube dem Familienoberst am Mund anzusehen, daß er zuweilen eine Cigarre in denselben steckt. Auch ich bekenne mich zu dieser Gewohnheit."

Es ward alsobald Anstalt getroffen. Man setzte sich; er zog Natalien sanft neben sich auf einen Sessel und äusserte aufgeräumt und in schnell wachsender Vertraulichkeit: „Nun fühle ich mich wieder einmal wie in den seligsten Stunden meiner ersten Ehe!"

In diesem Zusammenseyn schien der gute Mann eine Erinnerung an seine eigene Häuslichkeit feiern zu wollen. Die Unterhaltung lenkte sich auf diesen Gegenstand; er sprach mit-

theilsam und offen von seinen Verhältnissen. Auf einmal kam er aber wieder auf Gemälde.

„Sie haben" — wandte er sich an den Archivar — „ein Bild, das mir vor allen Uebrigen wohl gefällt; es ist ein weiblicher Kopf, wie aus der Schule des van Eyk, oder, wenn Sie wollen, aus der süddeutschen, welcher die erst jetzt den verdienten Ruhm erhaltenden Meister, ein Martin Schaffner und Bartholomäus Zeitblom, Ihre Landsleute entsprossen. Es ist auf Goldgrund gemalt, der es so sehr von allem Gemein-Irdischen abschließt. Reiner und von frömmerer Einfalt ist mir noch nichts vorgekommen. Ich besitze ein männliches Portrait, ein Votivgemälde, das ich mir nicht anders, denn als Gegenstück zu dem Ihrigen denken kann. Sie würden zusammen ein Altarbild ausmachen. Sie könnten, sie sollten vereinigt werden in einem Besitz."

Blank stutzte. Er durchlief in Gedanken seine Sammlung und fand kein solches Bild darin.

Die Weiber ſehen in ſolchen Fällen ſchärfer, weil ſie ſchlauer ſind und auf den Augenblick merken. — Natalie überflog eine hohe Röthe; die Mutter erwartete jeden Moment eine Erklärung des ältlichen Herrn und wurde ängſtlich.

Als der Archivar noch immer nichts ahnen wollte, lehnte ſich der Profeſſor zu der Tochter hinüber und machte eine Bewegung, als wolle er ſie mit dem Arm umſchlingen. Ihre Verlegenheit erreichte den höchſten Grad; die Taſſe drohte ihr zu entfallen; — ſie fuhr plötzlich mit ihrem Tuche vor's Geſicht. Das Blut war ihr aus der Naſe geſpritzt; ſie eilte hinaus.

Die Mutter gieng ihr nach. — „Der Kindskopf! — was hat ſie denn?" — rief ſie; — und verbarg hinter dieſe Rede nur ihre eigene Befangenheit.

Jetzt erſt ging dem Archivar ein Licht auf und er konnte den Gaſt nicht ohne Betroffenheit anſehen.

„Erſchrecken Sie nicht!“ — fuhr Jener fort. „Ein längerer Umgang mit Bildern ſchärft wohl auch den Blick auf die lebenden Geſtalten ſelbſt. Ihre liebe Tochter hat mein Wohlgefallen in hohem Grad erregt; ich glaube in ihrer unverdorbenen, harmloſen Seele Alles zu leſen, was einen verſtändigen Mann glücklich machen kann.“

Blank ſeufzte bei ſich über Nataliens frühzeitiges Geſchick. Er dachte an den Alters-Unterſchied und es fiel ihm ſchwer auf's Herz, daß ſein geliebtes Kind eine frohe Jugend ſo ſchnell mit dem Ernſt eines bedenklichen Lebensverhältniſſes vertauſchen ſollte.— Er ſchwieg in ſich gekehrt.

„Ich habe einen Sohn“ — fuhr der Profeſſor fort, — und Blank holte einen tiefen, erleichternden Athem; — „das einzige Kind, welches mir aus einer zufriedenen, durch den Tod getrennten Ehe geblieben. Er mag etwa ſechs Jahre älter ſeyn, als Ihre Tochter Na-

talie. Er iſt Theolog aus Neigung und ſieht dem Eintritt in ein Amt entgegen. Er iſt kein Genie, was die Welt ſo nennt, die damit gewöhnlich früh ſich entwickelnde, ausgeſprochene Talente, eine ſchnelle Faſſungskraft, ein blühendes Gedächtniß für die gewöhnlichen Studienfächer bezeichnet; aber, ich darf ſagen: er hat Genie, das heißt: was er ergreift, geſchieht mit Ernſt und mit einem philoſophiſchen Sinne, der ſich nur mit vollkommener Klarheit des Gegenſtandes beruhigen will."

„Ich hätte ihn gern der Kunſt beſtimmt; er zeichnete brav, aber ich konnte ihn nie dahin bringen, ein Blatt zu vollenden. Wenn er ſah, wie es werden konnte, wenn ſeine Einbildungskraft genug hatte, dann war auch ſeine Luſt am Ende. Er ging wieder an etwas Anderes, um es eben ſo zu halten. Es ſchien nicht, als wolle er zur Mitwelt und Nachwelt durch kunſtreiche Bilder ſprechen. Was ich von ihm habe, iſt eine Mappe mit Skizzen, die ſehr ergötzlich

anzuſchauen ſind, und die man um der Bemühung willen, mit auffallend wenigen charakteriſtiſchen Strichen Leben auszudrücken, geiſtreich nennen kann.

„Mein jüngerer Bruder war Prediger, ich darf ſagen: ein ſehr guter. Sein vortreffliches Organ, die Energie ſeines Gemüths und Charakters unterſtützten ſeine bedeutenden Kenntniſſe. Eine reiche Erfahrung, ein nicht gewöhnliches Schickſal durchdrang ſie mit dem Odem des Lebens. Seine Vorträge ergriffen, erbauten, belehrten ſein immer zahlreiches Publikum. Nicht leicht habe ich ein gelehrtes Wiſſen ſo gefällig, handbietend, ordnend, Darſtellung fördernd ſich mit einem durchgefühlten Daſeyn, einer durchaus klaren Weltanſicht verbinden ſehen.“

„Wie oft wünſchte ich mir und ihm Glück, daß es ſo gekommen. Ich war von meinem Vater vor meinem Bruder zur Theologie beſtimmt worden, wandte mich aber zur Kunſt, zur Lehre und Ausübung, dann zur Samm-

lung, zum Handel. Er trat in die von mir verlaſſene Bahn.“ —

Durch das Wiedereintreten der Mutter und Tochter, die ſich nicht enthalten konnten, an der Thüre zu horchen und als das Gefürchtete ſo glücklich vorübergegangen, nun thaten, wie wenn Nichts vorgefallen wäre, ließ ſich der Profeſſor nur in ſo weit unterbrechen, daß er ſagte: „Ich erzähle dem Papa von meinem einzigen Sohn und während ich ſein Weſen ſchildere, gerathe ich in ſein Lob hinein. Doch Sie thun wohl ſelbſt davon, was der Vater als ſolcher zuviel dazu legt.“

„Mein Sebaldus hörte ſeinen Onkel faſt jeden Sonntag und es kam ihm ſchon als Knabe der ſüße Wahn, ſo zu predigen ſey keine Kunſt. Er hatte eigentlich recht, denn, was man, wie z. B. auch die Poeſie, nicht lernen kann, das iſt auch keine Kunſt. — So auf eine zur Andacht verſammelte Gemeinde zu wirken —

glaubte er zu fühlen, sey auch seine Bestimmung und werde ihm ebenfalls gelingen."

„Ein gutes Vorbild, frühzeitig zum Muster gewählt, ist allerdings etwas Unschätzbares; der Zögling ist unzähliger Abwege und falscher Richtungen überhoben, hat das Beispiel des Trefflichen vor Augen, und indem er sich mit einiger Selbsterkenntniß niemals über seine eigenen Stümpereien etwas weiß macht, strebt er mit Eifer einem festen, würdigen Ziele zu."

„Mein Sebaldus wollte durchaus nichts anders als ein Theolog, ein guter Kanzelredner werden. Die Kunst gab er auf. Einen solchen Bogenlauf der Neigungen in den Familien, ein Aus- und Wiedereinbiegen der Berufswahl bei den Nachkommen läßt sich oft wahrnehmen; wie denn in der Natur und Geschichte die gerade Richtung selten lange anhält."

„Mein Sebaldus hat schon mehrmals gepredigt, er kennt keinen schönern Wirkungskreis, als den eines geistlichen Redners, der in ge-

drängter Verſammlung von Hörern das Beſte, weſſen ihr denkendes und fühlendes Weſen fähig iſt, zu wecken, zu beleben, der auf die innerſte Triebkraft ihrer ſittlichen Natur erregenden, leitenden Einfluß zu gewinnen weiß."

„Dieſen fühlbaren Rapport ſchon jetzt wahrzunehmen, iſt für ihn der höchſte Genuß, und dieſe Lebensfreude wird ihn auf dem rechten Weg immer weiter bringen."

„Wären nur bei uns Menſchen Kraft, Arbeit und Lohn ſtets im rechten Verhältniß zu einander, es ſtünde beſſer um uns."

„Mein Sebaldus ſoll Sie beſuchen. Er iſt ein Liebhaber vom Reiſen, hat ſchon manche hübſche Tour gemacht; er iſt Virtuos im Fußwandern. Er ſoll hier gaſtpredigen; — Sie müſſen ihn hören! Lachen Sie nicht über den thörichten Vater, daß ihm die Augen feucht werden, wenn er daran denkt, wie auch Natalie ſein Kind predigen hört."

Der Professor wurde weich. — „Nur noch Eins!“ — sagte er; — „man behauptet, die Herzen finden sich. Nun wohl! zuweilen! oft! aber es geht doch auch wieder damit, wie mit guten Bildern. Der Besitzer und der Liebhaber sind oft weit auseinander. Und ist es nicht so, lieber Archivar! daß es doch manchmal einschlägt, wenn die Alten sich ins Mittel legen und ein wenig suchen helfen; — versteht sich ohne Kuppelei und Zwang? Was soll ich lange hinter den Bergen halten! Sehen Sie meinen Sebaldus, hören Sie ihn, lernen Sie ihn kennen! dann beschließen Sie, was Sie für gut halten. Seines Geschmacks glaube ich gewiß zu seyn; er patrizirt in Geschmackssachen. Wir bleiben auf jeden Fall gute Freunde, Kunst- und Herzensfreunde!“ —

Er drückte Sämmtlichen die Hand. Die Mutter wurde abgerufen; ein Diener hatte unter Berufung auf den Professor, einen ziemlich schweren Pack gebracht. Natalie folgte ihrer Mutter; der Professor flüsterte ihnen unter der

Thüre einige Worte ins Ohr und wandte ſich dann wieder an den Vater: „Wie ich vorhin bemerkte, beſter Archivar! Beſitzer und Liebhaber ſind oft weit, hundert Meilen weit auseinander. Ich weiß von unſerm Commerzienrathe, daß Sie Ihren Beſitz nicht als einen bleibenden behandeln. Fortzuſammeln, zu behalten, würdig auszuſtatten und aufzuſtellen, — dazu gehörte, wenn ich vom Kapital nicht ſagen wollte, ſchon eine Wohnung, die hier einen enormen Miethzins bezahlen müßte. Neigung zu Neuem, Verlangen nach Erweiterung der Kunſt-Einſichten, und, was erlaubt iſt, Luſt zu einigem Gewinn, denn wofür hat man ſein Auge, ſeinen richtigen Takt? — das Alles wirkt zuſammen.“ —

„Ich habe nun, ohne Ruhm zu melden, eine ziemlich ausgebreitete Bekanntſchaft; Sie geben mir ein etwas ausführliches Verzeichniß Ihrer Bilder mit; ich will an meinem Theile für Sie wirken.“

Blank vernahm das mit Freude; er fand ſich eine helle Ausſicht eröffnet, und, wie das Herz des Menſchen in ſolchen Fällen iſt, er ſah gutmüthig das Gelingen für die Regel, das Fehlſchlagen der Hoffnung für die Ausnahme an, während der kältere Verſtand ganz anders rechnet.

„Ich will mich bei ihren Gemälden verabſchieden" — ſagte der Gaſt. Mutter und Tochter ſtanden im Bildercabinet und ſchienen ſich etwas zu ſchaffen gemacht zu haben. Sie traten ihnen mit verſtellter Unbefangenheit entgegen.

„Wie kommt Ihr denn daherein?" — fragte Blank, erhielt aber keine Antwort. Er ſah ſich um, merkte aber nichts. Man ſprach dies und jenes über das Kapitalbild der Sammlung, eine große Abendlandſchaft mit vielen Figuren. Auf einmal fiel des Archivars Blick auf ein Tableau, das mit geheimnißvoller Färbung hinter dem Ofen ſanft hervorleuchtete.

O süßer Schrecken! — es war der „van Huysum.“

„Was soll das?“ — rief er und fuhr nach des Professors Hand. Dieser lächelte ob des Kunstmannes Ueberraschung. Auf dem Tische lagen Papiere. Blank griff darnach; es waren Auktionszettel. Auf dem einen las er: „Archivar Blank durch Professor N. gekauft: ein Blumen- und Fruchtstück um 34 Gulden;“ auf dem andern: „Archivar Blank für den Commerzienrath Schülen gekauft: eine Venus, Copie nach Titian um 150 Gulden.“ Die Bezahlung dieser letztern Summe war auf dem Zettel bescheint.

„Sie sind der Commission 34 Gulden schuldig“ — sagte der Professor; — „hier noch ein wohlversiegeltes Billet von Schülen.“

Schweigend eröffnete es der Archivar. — „Nicht möglich!“ — rief er, nachdem er's durchflogen; — „Der der Käufer? — der lüsterne Satyr! — der Heuchler!“ —

Alle sahen ihn an. Er steckte das Billet zu sich. — „Sie wissen vielleicht?“ — wandte er sich zum Professor.

„Ich weiß oder weiß nicht!“ — erwiederte dieser. „Mann und Sachen gehen mich nichts an.“

„Aber, theurer Mann! Ihre Güte!“ — sagte Blank und faßte des Professors Hände. „Nun ja! die Abtretung des „van Huysum.“ Sie wissen, die Kunst-Enthusiasten sind ein wenig eigennützig und schlau, wenn sie auch sonst im Leben die besten Leute sind, und da will ich nur gestehen, daß Sie das Bild nicht erhalten hätten, wäre mir nicht bei Ihnen das altdeutsche Köpfchen in die Augen gefallen, das ich Ihnen gar zu gern entführen möchte.“

Er schlang seinen Arm um Natalien und küßte sie auf die helle Stirne. Aber, wie von einem Gedanken schnell ergriffen, hielt er die Erröthete von sich und rief aus: „Ich Voreiliger! ich Zudringlicher! ich Thor! — wie,

wenn das Köpfchen ſeine holden Augenſterne ſchon anders wohin gerichtet hätte und — von meinem Pendant abwenden würde! — Geben Sie mir hierüber Beruhigung. — Ihr Schweigen ſchon wird mir Antwort, leidige Antwort ſeyn."

Natalie ſenkte jungfräulich, jedoch keineswegs betroffen, den Blick zur Erde. „Was das betrifft" — nahm der Vater das Wort; — „ſo iſt meine Tochter noch frei; denn einen Jemand, von dem etwa die Rede ſeyn könnte, mag ſie nicht recht leiden und — die Verſe fielen ihm ein — ſeit ich eine Probe ſeiner kümmerlichen Poeſie geleſen, auch ich nicht!" — An des Commerzienraths Billet denkend, fügte er in ſteigendem Eifer hinzu: „einen Menſchen von ſo ſchlechtem, frivolem Kunſtgeſchmack doppelt und dreifach nicht!"

„Nun kein Wort weiter!" — rief der Profeſſor freudig, warf ihnen Küſſe zu und entfernte ſich eilig.

24.

Blank ward des Beſitzes ſeines ſo unerwartet erlangten „van Huyſum“ recht innig froh. Mit großer Sorgfalt wurde die gelbbraune hornartige Haut, die den Lokalfarben einen falſchen Ton gegeben, das Weiß zu einem ſchmutzigen Gelb, das Blau zu einem fatalen Grün gemacht hatte, durch gelinde Mittel abgenommen, wo dann die urſprüngliche Farbe rein und trocken dalag. Mit inniger Luſt wußte er jeden Quadratzoll angeſtammtes Weſen und Leben wieder zu erobern.

Ein waſſerklarer Firniß ſtellte Glanz und Glut mit einemmale wieder her; das Bild

prangte in seinem frischen Leben, als wäre es nicht vor etwa hundert Jahren gemalt worden, sondern eben erst von des Meisters Staffelei gekommen.

Wie dann so ein herrliches Gemälde eine Sammlung verschönert und ehrt, und beim Besitzer Liebe und Interesse wieder neu aufregt und belebt, und auch den übrigen Bildern zuwendet, weil er nicht in kindlicher Habsucht und Anbetung des Einen befangen ist, sondern stets und überall an die ganze Kunst der Bildnerei denkt, — das wurde jetzt dem Archivar wieder auf's erfreulichste kund. —

Wer sich und die Menschen beobachtet, der wird finden, daß wir uns fast immer von irgend Etwas gedrückt fühlen, und den Athem selten so recht aus der innersten Brust frei und ungehemmt zu holen vermögen, weil auf dieser jetzt ein persönliches Anliegen, ein Hauskreuz, ein bürgerlicher Mißstand, eine bange Erwartung lastet; oder ist es der Trübsinn ei-

nes Hungerjahres, eines politisch finstern Himmels, einer drohenden Seuche u. s. w. Kurz, wir fast Alle fühlen uns so, als müßte das rechte heitere Leben erst noch kommen, und werde es vielleicht, wenn nur erst das jeweilig Lastende von uns gewichen, der Stein vom Herzen gewälzt sey. Aber ein Druck löst nur den andern ab, als könnten wir ohne einen solchen, wie ohne den der Luft, nicht leben.

Blank, obwohl auch diesem Menschlichen den Zoll bezahlend, wußte doch mit seinem bessern Theil sich ziemlich zu isoliren. „Was ist denn Lebensweisheit — pflegte er Angehörigen und Freunden zu sagen, — als unser Wesen rein zu empfinden, wenn wir der Pflicht gelebt, und uns daneben manch' schöner Wunsch erfüllt wird?"

In diese Tage mag ein dem Erzähler zugekommenes, von des Archivars Hand geschriebenes Bruchstück gehören. Es enthält einen mit seinen beiden Söhnen gemachten kleinen

Ausflug. Die Begegnisse scheinen neben wirklich gehabten Anschauungen auch einige Zuthat seiner ergänzenden Einbildungskraft zu begreifen, und, bezeichnend seine Geistesthätigkeit und wie er Alles auf seine stehenden Interessen bezog, werden sie dem Leser, der auf die Tendenz des Ganzen sieht, nicht störend auffallen.

Die erste Hälfte des Oktobers hat bei uns oft sehr schöne sonnige Tage, die reinste Luft, warme Töne. Die abgemähten Wiesen begrünen sich neu; das vom Thau gebadete Laub lebt in frischem Glanz auf. Ein solcher Tag dünkt uns dann immer der letzte zu seyn; wir rechnen mit der Jahreszeit ab, und wollen noch etwas für unsern Naturgenuß herausschlagen.

Eines Nachmittags ging ich mit Robert und Wilhelm dem Thaldorfe zu. Im Wirths-

hauſe war lautes Leben, die Nachfeier der Kirchweihe. Nicht um Etwas zu genieſſen gingen wir hinein; nur um zu ſehen, wie ſich derbe Leute ſinnlich vergnügen. Oben ſchienen alle Räume gedrängt voll zu ſeyn. Im Hinterhaus hatten die Tanzluſtigen eine Scheune zu ihrer Luſt geräumt; Geräthe und Reſte von Vorräthen ſtanden und lagen außen herum. Die Thüre war blokirt, wir blickten durch einen offnen Laden hinein. Zuerſt unterſchieden wir kaum Etwas, denn auch die andern Fenſter waren von Köpfen neugieriger Jugend beſetzt. Nur durch ein hohes Gitter fiel nothdürftige Helle hinein, von Baumwipfeln ſpärlich durchgelaſſen.

Auf einem Faſſe ſtanden die Muſikanten, ein alter Dudelſackbläſer und ein Junge, der eine elende Geige mehr ſchabte und ſägte, als ſpielte; — abſcheuliche Akkorde und ausgepeitſchte Melodien, welche immer irgend einer der Tänzer durch ein Volkslied angab, und an die ſich

die Dorfvirtuoſen nur einige Takte lang hielten, dann ſogleich wieder in ihre gewohnte Leier übergingen.

Mehrere Paare drehten ſich in wunderlichen Biegungen und Sprüngen im Kreis herum; an den Wänden ſaßen rauchende und zechende Bauern mit ihren Mädchen und Weibern. Uns konnte die Aehnlichkeit dieſer Wirklichkeit mit niederländiſchen Bildern nicht entgehen. „Das iſt ja dein Beſen vom Oſtade;“ — ſagte lachend Robert; — zufällig lehnte auch ſo ein Stall-Inſtrument an der Mauer, und ein Gemälde dieſes Meiſters, einen Bauerntanz in einer Scheune vorſtellend, wird nach einem Beſen zur Bezeichnung ſo genannt.

Was edle Naturen als mehrere Sinne beleidigend zurückgeſtoßen haben würde, dünkte uns doppelt ergötzlich, denn, als wir an das Helldunkel gewöhnt waren, entdeckten wir, daß eben die kärgliche Beleuchtung die einzelnen Gruppen ſonderte, die beleuchteten von den

beſchatteten beſſer abhob, und alle Farben und Umriſſe ſanft verſchmolz.

Als wir im erſten Geſchoße den Gang hinwandelten, feſſelte uns ein Anblick anderer Art. Soldaten eines durchziehenden Regiments, wahrſcheinlich Quartiermacher, hatten mit jungen Bauern ein Zimmer beſetzt; ſie ſaßen um einen Tiſch und ſpielten Karten. Die Uniform, das raſchere Weſen der dreſſirten Krieger ſtach gegen die phlegmatiſche Unbeholfenheit der dunkelfarbigen Burſche maleriſch ab. Es gab einen kleinen Streit; dieſer führte Stellungen und Grimaſſen herbei, wie ſie nur ein Teniers ſich wünſchen mochte.

Wir ſtanden am Eingange; die Thüre gegenüber ging auf und blieb durch die Eile eines herauskommenden Fourierſchützen offen ſtehen. Eine junge Dame ſaß mit dem Rücken gegen uns gekehrt, auf einem altmodiſchen Seſſel; ſie klimperte auf einer Guitarre. Ein

hübſcher Offizier in dunkelm Collet, weißen Beinkleidern und mit einem blauſammetnen Baretchen bedeckt, eine Flöte in der Hand, dem ſein Schnurrbart und Knebelbärtchen zu einem blühenden Ausſehen gar ſehr anſtand, ſchien ſich mit ihr über die Muſik des vor ihr auf dem Tiſche liegenden Notenblatts zu beſprechen, und uns gar nicht zu bemerken. In einer Vaſe prangte ein Strauß bunter Herbſtblumen; auf einer Majolika-Schale war mancherlei Obſt aufgehäuft.

Aus dem Schillertaffet des Kleides der Dame, die einen Beſuch aus der Stadt erwarten, oder von einem ſolchen zurückgekommen ſeyn mochte, glänzte über einen breiten Spitzenkragen ihr zeimlich entblößter ſchwanenweißer Rücken heraus. In dem vor ihr hängenden Spiegel erblickten wir ihr intereſſantes Angeſicht, und man konnte ſich nichts Anmuthigeres denken, als dieſe ſanfte Milde neben dem martialiſchen Anſtrich des jungen Helden. Wir ſahen wei-

ter keinen bedeutenden Vorgang, wir lernten nichts; es vergnügte uns der Anblick solcher Lebendigkeiten, ja der bloßen äußern Form.

Diese Herbsttage hatten es überhaupt auch neben ihrer Klarheit noch wegen eines andern Umstandes auf sich, daß man sich gern auf den Straßen und im Freien umtrieb.

Die bewegten Zeiten — plötzlicher Sturm nach langer Windstille — hatten Truppenmärsche herbeigeführt; eine Bundesfestung erhielt verstärkte Besatzung; dies gab den an den Militärstraßen Wohnenden Gelegenheit zur Schau.

Bedeutende Ereignisse erfüllten die Welt mit Antheil; Alles nahm Partei beim Abhandeln der Frage, ob es besser sey, wenn Einer herrsche, oder wenn Fünfe, Hundert, Tausend regieren, das ganze Volk sich selbst lenke. Es gab überall nur ein Gespräch: ob in der

Welt das Rechte auch Rechtens sey, ob das Vernunftrecht über den Rechten stehe. Jeder legte in diese großen Fächer seine Ansichten, seine Wünsche hinein. Die Einen verlangten, daß in der großen Gesellschaft die hergebrachte Ordnung gefühlt, der Anstand beobachtet werden solle, wenn auch etwa Rücksichten einige Heuchelei erzeugen, Ansehen und gebietende Ehrfurcht manche Rede hemmen, und man einander höflich anlüge; — die Andern forderten von nun an rücksichtslose Wahrheit, Aufrichtigkeit, schonungslose Offenheit, auch auf die Gefahr hin, daß zuweilen Anzüglichkeit, massive Grobheit, malitiöse Entstellung das Wort gewinnen.

Da hörte man denn nach der Eigenthümlichkeit, den Ansprüchen der Menschen, und je nachdem sie das Eine fürchteten oder von dem Andern Gebrauch machen wollten, die verschiedensten Aeußerungen. Immerhin konnte man aber drei Hauptparteien unterscheiden: die

Männer der Bewegung gegen das Neue hin, die des gemäßigten Widerstandes, und die beim Alten Stillstehenden.

In der Färbung, Gesittung, Gesinnung war jeder gesellige Zirkel ein verkleinertes Abbild der großen Sozietät, deren Wesen er abhandelte, wie das Auge ein Spiegel der Welt ist. Man hörte in diesen Tagen das Knarren der Staatsmaschine lauter als je, wie in manchen Häusern das Metier, das Fegen und Waschen, oder das Kindererziehen viel Geräusch macht, was in andern fast unhörbar vor sich geht. Wie, von wem, wie theuer man regiert werde, wie das anderwärts sey, wie es seyn sollte — darüber mußte, das forderten hochgestellte Geister, jeder Bürger möglichst klare Einsichten haben; was man sonst mit dem Spottnamen „Kannegießer" belegte, das war jetzt ein unterrichteter Mann, der an den Bewegungen der Welt, an den theuersten Interessen der Menschheit Antheil nahm, und den

Lauteſten zu ſagen, ſie ſeyen höchſtens ABC-Schützen in der Politik und Diplomatik, und die alten Philiſter, hätte nach Umſtänden Prügel abſetzen können. Die Weltfragen, theoretiſch unauflöslich, wurden, wie im Großen, ſo auch im Kleinen, oft faktiſch entſchieden, und gegen was ſich zuvor zehn oder zehn Millionen Stimmen erhoben hatten, das war dann auch recht, weil es nun einmal ſo war. Man ſah überhaupt nie ſo das Wort in ſeiner Lehrheit, die Rhetorik mit ewig wiederkehrenden Bombaſten und Schwulſten in ihrer Lächerlichkeit, die oberflächliche Kunde von öffentlichen Verhältniſſen in ihrer Schalheit, die politiſche Witterungs-Prognoſtik in ihrer Kunſt des Fehlſchießens, die That in ihrer Kraft, den feſten Willen in ſeiner Stärke, die Entwicklung der organiſchen Nothwendigkeit in ihrer Macht, den Entſchluß der Mächtigen und ihrer Rathgeber in ſeiner wandelbaren Dienſtbarkeit, die Gewalt Gottes in ihrer verhüllten Oberherrlichkeit, als in dieſen Tagen, und nie durfte man ſich

zu der Gabe eines ruhigen, beſonnenen Zuſchauens, eines ſinnigen Erwägens, eines täglichen Sich-Iſolirens im Aſyl ſeines Eigenſten, im Muſeum der Kunſt und Wiſſenſchaft mehr Glück wünſchen, als eben auch in dieſen Tagen.

Eine Seuche, von Oſten her anrückend, wie ein Baſilisk, dem man zitternd und ſchon halb verloren in das unheimliche, todbringende Auge ſieht, beängſtete ganz Deutſchland. Züge von Familien verließen ihre Heimath, im Süden hochgelegene Wohnungen ſuchend.

In Oppoſition gegen jenen politiſchen Lärm und zur Erheiterung in dieſem jammervollen Natur-Verhängniß wendete ich mich um ſo lieber zum ruhigen Bewußtſeyn und Empfinden des Schönen, das niemals untergehen wird, ſo oft es auch der Menſchenpöbel verhöhnen, verhunzen, überbauen, überwühlen, überſchreien, zerſtören mag.

Wir gingen an ſelbigem Nachmittage dem Walde zu und fanden uns bald, dem lauten Treiben entrückt, in ernſter, jedoch reizender Einſamkeit, wo mächtige Eichen, die ſchwarzen, ſcharfeckigten Aeſte mit den ſaftigſten Laubmaſſen umwoben, als Vorwächter des Forſtes ſtanden. Aus der Schlucht ſtrömte über graues Felsgerölle ein kryſtallhelles Bergwaſſer; ein Steg führte hinüber.

Ein paar Rehe, durch uns aus ihrer Mittagsruhe aufgeſchreckt, ſetzten in Sprüngen über das Waſſer und flüchteten durch den von Schlaglichtern unterbrochenen Schatten der Bäume dem dichtern Walde zu.

Wir wandten uns in die Schlucht hinein, deren amphitheatraliſchen Felſenſchooß ich ſchon einmal mir entdeckt hatte. Vor der Wendung um die letzte Ecke hörten wir helle, nachhallende Stimmen und erkannten in dem Geſange nicht ohne einiges Befremden ein bekanntes Räuberlied. Wilhelm ſtutzte und hielt ſich nä-

her an mich. Vom Wege seitwärts schleichend näherten wir uns dem Dunkel der Felsen, und gewahrten Männer in auffallender Tracht. Einige stöberten im Waldbache, andere waren waghalsisch an den Zerklüftungen mittelst Stangen hinaufgeklettert.

Wir dachten schon an Freibeuter, wie sie in Salvator Rosa's Bildern häufig in ähnlicher wilder Felsenlandschaft vorkommen; — es waren Soldaten, die hier Forellen und kleinere Fische fingen und auch ihre Gymnastik, für die jetzt so viel gethan wird, an dieser Oertlichkeit versuchten.

Wir suchten die Höhe und das freundliche Licht zu gewinnen, wie man nach dem Anschauen einer düstern Landschaft gern auf ein heiteres Bild übergeht. Auf beiden Seiten von Wald umfangen traten wir hervor, wo aus der ungesehenen Niederung mehrere Höhen im blauen Ferndust aufstiegen. Ihre Linien waren schön, großartig geschwungen, eine Wahr-

nehmung, deren ich mir erſt jetzt bewußt wurde, nachdem ich in Briefen eines jungen mir befreundeten Malers aus Italien gefunden, daß er bei ſeinen Ausflügen auf ſolche Hauptumriſſe ſein Augenmerk gerichtet.

Die Lichtſpannung im Waldausſchnitt, das Dunkel des Vorgrundes ſteigerte die Helle der Ferne; wir konnten uns mit den ſchwarz erſcheinenden Bildern der frühern Landſchafter befreunden. — Jetzt hervorgetreten aus dem Forſte ſtellten wir uns auf eine büglichte Erhöhung, die höchſte der Gegend. Der ganze Horizont war vor uns aufgethan. Auf dem Brachfelde vor der Stadt erblickten wir in Vogelperſpektiv ein kleines Feldlager, in welchem es ſich kaum unterſcheidbar milbenartig bewegte. Auf der Straße regten militäriſche und andere Fuhrwerke Staub auf.

Ich ahnte die Entwicklungen, die Geburtswehen der Zeit, und wenn ich ſo, unſern Horizont umſchauend, den Erdkreis in ein Bild

faßte, und meine Seele über allen Einzelheiten freiſchwebend hielt, ſo erfüllte mich ein Gefühl, das einen Dichter wohl zur Ode hätte begeiſtern können.

Die materielle, die atomiſtiſche Anſicht der Welt erſchien mir in ihrer Kleinlichkeit. Ich erkannte, daß die Erdenvölker, durch ein groſſes Bedürfniß getrieben, in ſtiller, ſtätiger Entwicklung die Ideen des Rechten, Guten auch äußerlich aufbauen möchten, daß ſie das Schöne ehren, wünſchen, zu erlangen, zu erhöhen trachten, daß ſie, den reichen Schatz der Alten achtend, aus dem durchgelebten Veraltenden friſch, froh und erwartungsvoll dem Neuen zuſtreben, und ſo zwiſchen Erinnerung und Hoffnung ihres gegenwärtigen Daſeyns ſich bewußt werden.

Ich ſah den Genius der Menſchheit über der Erde ſchweben, ſein Flug tönte mir wie Geſang, ſein Blick ſtralte den Geiſt des höchſten Lebens; — aber ein Gefolge von Dämonen niedrigern Ranges begleitete ihn, die mir zum Theil ſehr

widrig erschienen. Wenige nur stimmten in seinen Gesang harmonisch mit ein; Viele suchten ihm voran zu kommen; sie travestirten seine sanften Töne in ein wildes, gellendes Geschrei; andere, seinen Flug zu hemmen versuchend, kreischten fatale Mißtöne dazu; wieder andere brummten dumpf-murrende Laute; eine Schaar unreifer Geisterlinge pfif, kicherte, schrillte um den Zug.

Wenn nun der Gesang des Genius fast übertönt, sein Flug von dem ihn umdrängenden Schwarm wie gehemmt war, da erschien eine Hand aus den Wolken, die das wirre Geschrei bedräuete. Da erstarb der Lärm; die Schaar zog sich, einem Kometenschweif ähnlich, hinter den lichten Genius zurück, und er sang, von verwandten Geistern harmonisch begleitet, das „Ehre sey Gott!"

Das Phantom beschäftigte meinen innern Bildersinn, aber es befriedigte nicht ganz meinen fragenden forschenden Geist.

„Wann" — rief es in mir — „erscheint denn das Rechte, das Gute? wo find' ich es?"

Und der Fragende antwortete sich selbst: — „Das Rechte das Gute ist immer da, nur mehr oder minder durchsetzt mit Unrechtem und Bösem. Es ist, was die Wenigsten anerkennen wollen, denn es kostet sie Alle ein Opfer. Keine Zeit bringt es, kein Raum beherbergt es. Du kannst es nicht erwarten, nur besitzen, nicht suchen, nur schauen. Es ist der Kern des Seyenden. Es ist, was am Lebendigen dem Klugen zur Lehre, dem Guten zum Wohl dient, dem Thoren aber zum Wahn, dem Bösen zum Uebel, ihnen selbst und ihrem Anhange; denn jeder Sterbliche verbreitet das seiner Natur Gemäße um sich, und streut den Samen aus, den er trägt."

Ich hatte laut mit mir selbst gesprochen. — Ideen und Anschauungen des religiösen, denkenden, bildenden Geistes nähren auch Unmündige, wogegen gelehrte Kenntnisse, zu Kin-

derbrei verkocht, zarte Magen verderben, wie denn nichts die kindliche Phantasie so entschieden verkrüppelt, als eine Fibel-Astronomie, wo der aufgeblasene Hohlkopf von Schulmeister den zweizölligen Erd- und Himmels-Globus aus der Rocktasche zieht.

Robert sagte: „Ich ahne, glaube ich, den Sinn deiner Rede.“ Wilhelm fragte, ob ich denn schon einmal einen solchen Genius habe fliegen sehen, und wie groß er gewesen?“

Wir wurden von dem Feldlager angezogen, und traten da und dort an dasselbe heran. Es weckte in mir angenehme Erinnerungen an meine Jugendzeit. Wie oft hatte ich von meinem zehnten Jahre an solche kriegerische Scenen gesehen! Doch — noch nie so mit dem Auge, das neben dem Leben auch seine Form mit Antheil schaut. Nur Kunstfreude führt zu solchem Auffassen, und ohne Sinn für Poesie und Malerei gelingt nie ein Isoliren der einzelnen

Schönheiten und sinniges Ruhen auf verschiedenen Lebensäußerungen.

Welche Kunst aber hätte dem bewegten Treiben, dem Reichthum der Situationen nachkommen können? — Ich deutete, an gesehene Bilder erinnernd, da und dort hin; wir schauten mit Bewußtseyn und hielten fest, was haften wollte.

Auf der nahen Straße drängten sich Wagen und Trainfuhrwerke. Zwischen hohen Reisewagen und leichten Equipagen bewegten sich Leiterwagen mit Landvolk, Männern, Weibern und Kindern und fahrender Habe, vielleicht Auswanderern, die durch ihre unbehülfliche Langsamkeit in den Zug gesperrt worden.

Was wir früher mit Antheil gelesen, jenes idyllische Epos, seine Scenen standen jetzt leibhaftig vor uns. — So erlebt der Mensch im Verlaufe der Jahre alles Menschliche; ja, er

erfährt oft an sich und seinen Nächsten, was, als Schicksal, Schuld, Verhängniß der Fremden ihm auffallend, anstößig, bemitleidenswerth, seinem Hause ewig fern zu bleiben schien.

Auf der Straße neben dem kleinen Feldlager entstand eine Bewegung; ein Polizei-Commissär war auf einem hohen, hagern Pferde herangesprengt, und hielt nun an einem schwerbepackten Reisewagen, — zwei Gensd'armen waren ihm gefolgt. Er war in einem sichtbar sehr angelegentlich geführten Redewechsel mit den Passagieren, einem Herrn, einer Dame mit zwei Kindern und einer Zofe.

Wir traten näher herzu; der Commissär war im Affekt, andringend; er reichte den Reisenden ein Papier hin; sie schienen betroffen, aufgeregt, mehr unwillig als ängstlich. Die Kinder, Knabe und Mädchen, schöne lockichte Engelsköpfchen, sahen bestürzt, bleich aus.

Mir war's, als hätte ich den Reisenden schon irgend einmal gesehen, ja gekannt, — doch wo?

wann? — das wollte mir im Augenblick nicht beifallen.

Nach ziemlich langem Hin- und Wiederreden fuhr der Wagen zur Seite, schwankte am Chausségraben, daß Leute beisprangen, ihn zu halten, und lenkte, von den drei Berittenen begleitet, nach der Stadt zurück.

Mich trieb die Neugierde, zu erfahren, was das wohl werden würde. Wir wandten uns auch gegen das Thor; weil aber dieses von sich begegnenden und drängenden Fuhrwerken wie verstopft schien, so eilten wir durch die Allee zum Parke.

Es war ein klarer Abend; das gelblichte Sonnenlicht durchstreifte die herrlichen Baumgruppen, deren wohlberechnete Kontraste die Natur im Verlauf einiger Jahre mit dem Reiz verschönernder Zufälligkeiten ausgestattet hatte; das An- und Durchleuchten der Wipfel gewährte die wirksamsten Effekte.

Im Kanal spiegelte sich ein Theil des Schlosses und eine reiche Pflanzenwelt, Kastanienbäume, Silberpappeln und riesenhafte Weiden. In einer eleganten kleinen Jacht vergnügten sich vornehme Kinder, von ihrem Hofmeister beaufsichtigt; verschiedenes fremde Geflügel ruderte umher. Auf der mit Orangenbäumen gezierten Terrasse standen und saßen erlauchte Personen; geschäftige Livreebediente wandelten, Erfrischungen bringend, ab und zu.

Das Wohlgefällige dieser farbenklaren Bilder entging mir trotz unserer Eile nicht; ich vermochte es über mich, eine Weile stille zu stehen und dieses Alles, mild beleuchtet, und vom Abend erst in das wahre Recht des schönsten Helldunkels eingesetzt, zu betrachten.

Wir kamen, als kaum der Reisewagen sich entleert hatte, zum Polizei-Gebäude; ich hieß die Söhne sich nach Hause begeben, und ging

die Treppe hinauf. Das Quartier-Amt hatte ebenfalls hier seinen Sitz; es war ein Zudrang vieler Betheiligten, und Alles wurde summarisch und gleichsam bei offenen Thüren verhandelt, so daß ein Neugieriger da und dort sein Aug und Ohr haben konnte.

Im Saale saß der Vorstand; ehrwürdig von Ansehen, von den sprechendsten Zügen. Er war mit einem talarartigen Rock, dessen bräunliche Verbrämung gegen seine dunkle Farbe abstach, angethan; unter einem schwarzen Käppchen, wie man sie auf alten Porträts und noch hie und da bei Geistlichen im Leben findet, traten graue Locken da und dort sparsam hervor. Das Hochlicht des Saales, ein gelber Abendschein, beleuchtete dieses interessante Gesicht, und ich meinte den schönsten Kopf eines niederländischen oder italienischen Meisters zu erblicken.

Noch nie war die Bedeutsamkeit des Menschen-Antlitzes in solchen Jahren mir so nahe

gelegt worden; ich mußte dem Portrakt, das einer ſolchen Natur gleichkommt, ja ſie erhöhend auffaßt, eine hohe Stelle unter den Kunſtarten zutheilen, und ward wieder zu dem Gedanken getrieben, daß man eigentlich nur dann weiß, was es um den Rang derſelben iſt, wenn man ſieht, was die größten Meiſter in ihnen vollbracht und uns hinterlaſſen haben.

Ich näherte mich, ſo weit es der Anſtand erlaubte, und konnte aus den Fragen und Antworten wohl entnehmen, daß der Fremde als eine verdächtige, durch Steckbriefe verfolgte Perſon angehalten worden ſey.

Er ſprach in dem feſten, warmen Tone der Unſchuld; in den Mienen und Bewegungen ſeiner Gattin und Kinder that ſich der tiefſte Antheil an der Unterſuchung kund; ihre Züge wechſelten in Leid und Hoffnung, je nachdem der Richter eine Verdächtigung vorbrachte, oder durch die Antwort des Vaters entwaffnet ſchien. Es drängte ſie mit Macht, beiſtimmende, auf-

klärende Worte darein zu reden; es wollte ihre Faſſung übermannen, daß der Vorſtand das Wahre nicht auch alſobald für wahrſcheinlich nehmen wollte.

Je länger ich den Fremden anſchaute, hörte, jemehr ich ſein Weſen ſich entwickeln ſah, deſto mehr ward mir zur Gewißheit, daß ich einſt um ihn geweſen. Auf einmal, als er eine eigenthümliche Bewegung machte, trat mir vor die Seele, daß wir zuſammen in W. ſtudiert, daß er einigemal mich, den ältern Jüngling, vertraulich am Arme gefaßt und in den Hörſaal begleitet, daß er ein Graf ſey, der ſich aber damals ſeines Standes, wie mehrere vornehme Jünglinge, auf eine lobenswerthe Art in Geſellſchaft der Andern begeben hatte, ſo daß wir ihn für einen unſers Gleichen nahmen und ſeinen Adel erſt nach ſeinem Abgang erfuhren.

Dies hatte meine Achtung für ihn erhöht, und ich wünſchte um ſo mehr, ihm in ſeiner

Verlegenheit einen Dienst erweisen zu können. Ich hörte ihn deutlich, die Angaben seines Passes bekräftigend, seinen Namen nennen, und mußte also ein fatales Mißverständniß, eine Aehnlichkeit bezeichnender Umstände bei ihm und dem Ausgeschriebenen vermuthen.

Ich suchte den Protokollführer einen Augenblick auf die Seite zu bekommen, und vertraute ihm, daß ich den Fremden kenne, und zur Aufklärung einer wahrscheinlichen Verwechslung etwas beizutragen wünsche. Es wurde dem Vorstand hinterbracht; er hieß mich vortreten und fragte zuerst den Reisenden, ob er mich jemals schon gesehen. — Dieser fixirte mich und bejahte es mit einer sich schnell aufheiternden Miene. Seine Angehörigen waren überrascht und hingen mit forschenden Blicken an mir. Es malte sich auf ihren Zügen der Schmerz, den Gatten, den Vater, den sie bisher vielleicht niemals anders, als mit den Augen der Liebe, der Ehrfurcht betrachtet, mit

dem Verdacht des Betrugs, des Staatsverbrechens beladen zu sehen. Es verbarg sich nicht die durchbrechende Hoffnung, dieser Schmach durch mich, den Unbekannten, entnommen zu werden.

Der Direktor hieß mich zu ihm treten und fragte, was mich hieher geführt. Ich gestand mein Interesse an dem Fremden, mein Erkennen desselben bei dessen zufällig mit angesehener Arretirung, meinen Wunsch, ihm, wenn es angienge, aus diesem Drangsal zu helfen.

Er nahm keinen Anstand, mich als Zeugen zu vernehmen, forderte mir aber, ehe er weiter fragte, ein Handgelübd an Eidesstatt ab, daß ich strenge bei der Wahrheit bleiben wolle. Ich gelobte es, und gab sofort Auskunft über das, was ich von dem Fremden wußte.

Der Inquisitor schien wenig bewegt, doch glaubte ich ein Hinneigen zur Milde in seinem unveränderlichen Ernst zu lesen. „Was ich

als Mensch glaube" — sagte er — „genügt darum noch nicht der Form des Gesetzes. Eines Zeugen Mund ist kein voller Beweis. Die Gestaltbezeichnung und einige andere Umstände lassen noch an keine Befreiung denken. Es thut mir leid, daß ein Hin = und Herschreiben den Aufenthalt dieses Herrn noch verzögert."

Das erschreckte den Grafen und seine Familie; ein Abgrund von Verlegenheiten, durch diesen Arrest herbeigeführt, schien sich vor ihren Blicken aufzuthun. Ich forschte in dem Hintergrund meiner Erinnerung, ob sich nicht aus jenen Zeiten ein hülfreicher Umstand wollte erwecken lassen. — Wie ein Lichtstrahl fiel mir's in die Seele. — „Wenn der flüchtige Verdächtige oder Schuldige" — sagte ich zum Direktor — „ganz und genau beschrieben worden, so wird wohl auch vorkommen, ob er kein besonderes, kennbares Zeichen an sich trage?"

„Wohl!" — erwiederte der Vorstand —

„er iſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung genau, ſehr genau viſitirt worden. Leider hat ihn das Schickſal mit nichts gezeichnet, und ſein Körper ſcheint flecken = und tadelloſer, als ſeine Seele zu ſeyn.“

Er machte bei dieſer Rede eine gleichſam abbittende Bewegung gegen den Inquiſiten.

„Nun denn“ — fuhr ich bewegt und überzeugt, daß der Graf nicht etwa unter falſchem Namen ein Verbrechen begangen, fort — „ich erinnere mich, Herr Graf! eines jugendlichen Gelages, wo wir in guter Laune zechend beiſammen ſaßen, und mit ausgezogenen Röcken ziemlich laut jubilirten. Sie hatten ſich oben an den Tiſch geſetzt, und führten mit dem Schläger das Präſidium. Man geſtand Ihnen, beinahe dem Jüngſten von uns, wegen Ihrer liebenswürdigen Jovialität dieſen Ehrenplatz gern zu. Sie entblößten Ihren rechten Arm ganz, und hier ſah ich, der Ihnen nahe ſaß, am Oberarm ein wahrſcheinlich mit Pulver

eingebranntes blaulichtes Zeichen. Wir Andere, die keiner Verbindung angehörten, enthielten uns, über dieses Emblem einer solchen, die damals streng verboten war, eine Bemerkung laut werden zu lassen; denn Jünglinge behandeln solche Dinge mit hohem Ernst und selbstgeschaffener Feierlichkeit. Ich sah aber oft nach den Zügen hin, und, ob es gleich lange her ist von jenen Tagen einer brausenden Jugend, so blieben sie, an die ich seitdem nicht wieder gedacht, mir doch so deutlich in der Erinnerung, als sie vielleicht noch kennbar auf Ihrem rechten Arm zu sehen sind. Es waren zwei Degen, gekreuzt und von einem Eichenkranz umschlungen; dazwischen ein Paar Buchstaben, die Chiffre der Verbindung. Die Letztern wollen mir im Augenblicke nicht beifallen."

Der Graf, froh überrascht, warf in der Hast des Affekts den Ueberrock von sich und entblößte seinen Arm. Es war der blendendste und doch kräftigste Mannesarm, den ich je gesehen,

die Hand nicht hager und doch von den schönsten, charakteristischen Lineamenten, beides Muster für Maler und Bildhauer.

Ich war, um den Direktor von der Wahrheit meiner Angabe sich überzeugen zu lassen, von der Gruppe weggetreten, und mußte, wenn ich die schöne Männergestalt so im klaren Hemde und schwarzen Beinkleidern in bewegter Geberde dastehen, seine Gattin sich theilnehmend, schmerz- und hoffnungsvoll zu ihm wenden, die reizende Zofe aber zur Beschwichtigung der durch des Vaters räthselhafte Entkleidung bestürzten Kinder nieder knieen sah, an ein bekanntes Bild aus der französischen Revolutionsgeschichte denken.

Auch auf die übrigen Anwesenden machte die Erwartung des Erfolges einen Eindruck, der sich bei Jedem nach Erregbarkeit, Bildungsstufe und Charakter anders äusserte. Das eigenthümliche Licht des Saales, zur Dämmerung sich neigend, trug das seinige dazu bei, daß

ich unwillkührlich neben der wirklichen Situation zugleich an sie, als eine malerische und dramatische, denken konnte, ohne doch in meiner Theilnahme zu erkalten.

Der ehrwürdige Vorstand besichtigte die am Oberarme des Inquisiten noch ziemlich deutlich wahrnehmbaren Zeichen, und sagte nach einigem Bedenken: „Ich habe keine rechtlich begründete Ursache mehr, zu zweifeln, daß ich nicht den Ausgeschriebenen, sondern den Grafen M. vor mir sehe. Entschuldigen Sie das, was vorgekommen, mit den Umständen, mit meiner Dienstpflicht. Ich setze voraus, daß Sie es in gleichem Falle mit mir ebenso gehalten haben würden. Das Amt ist Ihnen jede verlangte Ehrenerklärung zu geben schuldig und bereit. Sie sind vom gegenwärtigen Augenblick an frei und werden nur noch so lange zu verziehen gebeten, bis die Verhandlung ins Protokoll aufgenommen worden, welches zu unterschreiben Sie dann die Gewogenheit haben werden."

Es bewies die noble Gesinnung des Grafen, daß er über den ganzen Vorgang, der ihn und die Seinigen so tief verletzen konnte, kein Wort der Widerrede fallen ließ.

„Achtung den Gesetzen und der öffentlichen Ordnung!“ — sagte er mit einer freundlichen Verbeugung gegen den Alten; — „so hab' ich es immer gehalten, auch wo es mich ein Opfer kostete, mich zu fügen. Was ich persönlich einzubüßen schien, ich gewann es vielfach wieder durch die Ruhe und Sicherheit des Ganzen. Wer sich's selbst immer bequem machen will und sich gegen nothwendige und zufällige Beschränkungen sträubt, der trägt dazu bei, daß im Ganzen kaum mehr recht zu leben ist.“

Während die Sache zu Protokoll genommen wurde, wandte sich der Graf an mich in vertraulicher Rede und stellte mich seiner holden Gemahlin vor; beide dankten mir auf's innigste. Er war auf einer Reise nach Italien begriffen, und wünschte noch in diesen milden

Herbsttagen über die Alpen zu gelangen. Heute beschloß er, hier zu übernachten, bemerkte meinen Namen in seiner Schreibtafel und bat mich, ihm im Gasthof ein Stündchen zu schenken. Ich lehnte es höflich ab, weil ich der Familie lästig zu seyn fürchtete, und entfernte mich, während er das Protokoll unterzeichnete. Der gerührte, seelenvolle Blick der schönen Frau folgte mir, und wenn ich diesen nie vergesse, wenn ich ihn immer sehe, wie Einem, der in die Sonne geblickt, ihre Glut sich in den Sehnerven einbrennt, so frage ich mich, bei all meiner Verehrung für die göttliche Kunst der Malerei, ob es ihr wohl möglich wäre, diesen Lebensmoment zu erreichen.

Als ich von dem Polizeigebäude hinweg auf den Markt kam, fand ich von der letztern Messe her noch einige Buden aufgeschlagen. Der Truppendurchzug, der Zusammenfluß von Menschen hatte etliche spekulative Krämer zu

bleiben bewogen. Die Hütten der Wachsfiguren, einer widerlichen Kunstgattung, Tod im geheuchelten Leben, Schmutz in Flitter und Glanz gebend, die der wilden Thiere, charakteristischer Natur, die ich wohl eher leiden mochte, — waren geschlossen und finster; — aber um ein schmales Gerüste fand ich noch Schau- und Hörlustige versammelt, — darunter auch meine neugierigen Söhne. Allerdings war die Sache nicht ganz gemein und gewöhnlich. Eine auffallende Mannsgestalt von Gesicht und Costüm hatte hinter sich ein in Felder abgetheiltes Tableau, auf dessen einer Seite die denkwürdigen Vorgänge der Juliustage in Paris, auf der andern, durch die Drehung zum Vorschein kommenden, aber ergreifende Scenen der polnischen Revolution mittelmäßig gemalt zu sehen waren.

Hinter der Erscheinung dieses Rhapsoden hatte ich keinen Schnurranten, keinen gemeinen Bänkelsänger zu suchen; ich dachte mir, nach-

dem ich ihm eine Weile zugehört, in ihm einen von den Menschen, welche die Wirklichkeit zu prosaisch finden, und doch in die eigentliche Poesie nicht recht hineinkommen — die in ihr nicht leben und nicht sterben können; — die, wie jener Bettler, mit Grandezza einherschreiten, und ein hochmüthiges Gesicht machen, daß man ihre Lumpen für eine Art Maskirung halten soll.

Er hielt eine leierartige Zither im Arm, und war in einen Rock von orientalischem Zuschnitt gehüllt, so daß man, in seinen Anblick verloren, gern an alte Zeiten denken mochte. Die Stimme war wie zum Erzählen ausgesucht; man wartete bei diesem klangvollen Bariton unwillkührlich auf interessante Scenen. Was er vorbrachte, klang oft wie Hexameter, nur mußte man ihnen nicht gerade auf die Füße sehen, oder sie nachmessen. Es war keine langweilig ausführliche Erzählung; er hatte die ansprechendsten, rührendsten Verfälle aus öf-

sentlichen Blättern sich gesammelt, und kam immer sogleich mitten in die Sache, der ergänzenden Imagination seiner unverbildeten Zuhörer vertrauend.

Die Scene des Lagers, die Ereignisse der Gegenwart und kurzen Vergangenheit in mir tragend, ein schnu- und hörgieriges Publikum, für's Schöne und Abgeschmackte, für's Kluge und Thörichte gleich aufgelegt, für's Ziemliche und Insolente gleich erregbar, um mich versammelt, konnte ich mich wohl episch gestimmt fühlen, und das Geschick meines Volkes, Vernunft und Irrwahn der Zeit in meinem Herzen bewegen. Wenn ich mein Ohr dem Sänger — er begleitete seine halb im Gesangsten vorgebrachten Rhythmen mit leisen Griffen auf seiner Leier — nur obenhin lieh, so übersetzte ich, was er gab, in ein edleres, in besserm Sinne volksthümliches Element, und vergnügte mich sattsam an der Form, während die Versammlung, durch diese unbewußt gereizt, gie-

rig den Stoff verschlang. — Auch eine Ballade wußte er geschickt mit dem Uebrigen zu verweben.

Der Mann war im Grunde doch ein Schalk. Er trank in den Ruhepunkten aus einem Pokal von Birkenholz mit der Rinde, der innen ausgepicht war; ein alterthümliches, aus Elfenbein künstlich geschnitztes Trinkgefäß trug ein antik kostümirtes Mädchen sammelnd unter der Menge umher, und wenn nun der Sänger, dem Sprichwort gemäß, einige herzhafte Züge gethan, so empfanden namentlich die Mannspersonen die Süßigkeit einer solchen Labung, und steuerten willig ihren Obulus bei.

Es war Nacht geworden; er zündete zwei Windlichter an, und schien noch nicht erschöpft zu seyn; ja gerade diese Tageszeit war es, wo den Zuhörern, ungeschreckt durch die Sonnenhelle, die Imagination aufging, und wo sich des Rhapsoden Bilderreihe auf dem dun-

keln Grunde, wie die Geſtalten einer Camera obſcura, um ſo farbiger, leuchtender abhob.

Als wir ihn verließen, machte ich meine Kinder auf das hübſche Nachtſtück, eines Gerard Dow oder Schalken würdig, die Hauptfigur im Helldunkel, die ſchreff beleuchteten, zum Theil höchſt poſſirlichen, bunt gemiſchten, oft glücklich kontraſtirten Köpfe der Umſtehenden, die Lichtabſtufung hinaus gegen die Finſterniß — aufmerkſam, wobei ich nicht unterließ, dem Größern zu bemerken, daß man auch von ſolchen Leuten lernen könne, wie etwas allgemein Anſprechendes zu leiſten, wie auf die Menge zu wirken ſey, was ja nicht nur der Künſtler und Dichter, was jeder gebildete Menſch zu thun ſuche.

„So unerläßlich auch" — ſagte ich — „eine gewiſſe allgemeine Bildung iſt, ſo ſoll doch Jeder in ſich ein beſſeres Talent, wo möglich ſein beſtes, in eifrigem Beſtreben, mit Bezug alles Fördernden auf daſſelbe, zur Virtuoſität

zu erheben trachten, damit er etwas leiſte, um deſſentwillen er geſucht und vorgezogen wird."

„Des Unzulänglichen, Mittelmäßigen, Halben gibt es genug in der Welt; ſie greift aber nach dem Entſchiedenen, Vollendeten, Ganzen; ſie will ſicher geben. Suche alſo in deinem Studium, deinem Beruf einſt ſo zu leben, zu ſchalten, daß ſie dich ganz erfüllen, daß du alles Anſchauen, Denken, Fühlen, Erfahren darauf beziehſt. So lernſt und wächſt du Tag und Nacht. Ich möchte ſagen, die Seele arbeite auch im Schlafe fort, und bereite in der Stille die Kräfte zum Aufnehmen und Schaffen zu."

„Es giebt Leute, die mit beſchränktem Kopf, mit einer höchſt einſeitigen Fertigkeit ſich durch die Welt bringen, reichlich nähren und eine Art Namen erlangen. Oft ſchon hab' ich ſolche Individuen mit einem ſonderbaren Rückblick auf mich ſelbſt angeſehen. Was müßte — dachte ich — aus einem Begabtern werden, der

seine Talente eben so auf einen Punkt hin konzentrirte, seine Uebungen in Einheit und Harmonie zu bringen wüßte? — Der Mensch kann nicht Alles thun, aber er bebaue emsig das Eine, in was sich vieles Andere spiegelt — und suche so das Natürliche zur Kunst zu erheben."

Wir kamen unter solchen Reden gegen die Pforte der katholischen Kapelle, aus deren hohen gothischen Fenstern der Schein des ewigen Lämpchens drang. Die Thüre war offen, es zog mich hinein; noch nie hatte ich diese Schwelle bei nächtlicher Weile betreten. In meiner Jugend war ich am Vorabend des heiligen Christs um Mitternacht in die sogenannte Rumpelmette, eine Pastoralmesse, gegangen. Später hatte die Kirchenpolizei, auf gute Sitten dringend, diese zu manchem Unfug Veranlassung gebenden nächtlichen Gottesdienste aufgehoben. Es ist vielleicht zu bedauern, daß in unserm, pro-

falsche Aufklärung hie und da zu weit treibenden Deutschland eine solche Feier nicht wenigstens in den heiligen Zeiten in der ersten Nachtstunde statt findet.

Die spitzbogichten Hallen, von schlanken Säulenschäften getragen, waren nicht unheimlich düster; durch die Chorfenster drang der Mondschein und legte, mit dem des ewigen Lichtes sich kreuzend, da und dort blau und gelb gefärbte Schatten umher.

Wilhelm, hinter einer Säule vortretend, fuhr erschrocken zurück. An den Stufen des Hochaltars knieten unbeweglich mehrere Gestalten. Man konnte versucht seyn, sie für Standbilder, eine Gruppe von Künstlershand, zu halten. Sie waren in betender Stellung.

Wir verhielten uns ruhig, um diese nächtliche Andacht nicht zu stören. Als sich mein Aug' an die Düsterheit gewöhnt hatte, erkannte ich in der männlichen Gestalt und zwei weibli-

chen, an welche sich je ein Kind angeschmiegt, — die Familie des Grafen, welche sich nach Beseitigung des unerwarteten, fatalen Reisehindernisses bestimmt haben mochte, diesen Ort zu besuchen, und hier, sich dem fernern Beistand höherer Macht empfehlend, die ausgestandene Anfechtung aufs unfehlbarste zu verschmerzen.

Wir blickten lange hin; die Orgel schwieg; ich meinte aber im Geist ihre Tonwogen zu vernehmen, begleitend den Gesang der Gemeinde; und wenn ich auf die regungslosen, gleichsam marmornen Gestalten hinschaute, so dämmerte mir die Verwandtschaft des Chorales mit der Statue auf, — die Erscheinung des Einfachsten, Großartigsten, Heiligsten, der höchsten Reinigung des Menschlichen, dort des innerlich-geistigen, hier des leiblich-äußerlichen.

Auf dem obern Gesimse des Altars standen über-lebensgroß die vier Evangelisten aus weißem Marmor; sie schienen von höhern Regio-

nen gesendet, — unten die dunkeln Gestalten der Betenden, nach ihnen gewendet, sich hinauf zu sehnen in lichtere Räume. Das Gesicht des Grafen ward mir nur von der Seite in Verkürzung sichtbar, das Antlitz der schönen Gräfin, vorhin einer schmerzhaften Madonna von Guido Reni, schwebte nun in himmlischer, durch die Beleuchtung wie verklärter Hingebung.

Wir zogen uns fast lautlos zurück, und verließen die Kapelle. Auf dem Kirchplatz athmeten wir freier; das Helldunkel hob die einen Massen und Seiten der Gebäude hervor, während es die andern in einen durchsichtigen Schatten legte. Besonders war das auf dem Platze frei stehende Gotteshaus mit seinen hohlaugichten Fensteröffnungen und der in ausgezackten Steinzierathen aufragenden Thurm-Pyramide in solchem Dämmerschein eine höchst anziehende Partie.

Flüchtige Nebel zogen durch den blauen Raum,

und, von einem kleinen, farbigen Hofe verschönert vor dem Monde vorüber. Ueber die Berge, die hinter den entfernten Wohnungen hervortraten, war ein leichter Silberflor, ein Hauch ihrer bebauten Oberfläche, gezogen.

Wir wandelten in der Düsterheit einer Kastanien-Allee, und so erschien uns unter ihrem dunkeln Laubdach hinweg die milde Lichtwirkung nur um so energischer.

„Du weißt" — sagte ich zu Robert — „daß der Niederländer Artbus van der Neer in solchen Mondscheinstücken berühmt gewesen. Wer in Etwas tüchtig werden will, der muß in der überschwänglich reichen Natur eine bestimmte Seite der Erscheinungen auffassen und diese unabläßig, in allen Jahrs- und Tageszeiten beobachten, studiren, wende er sich nun mehr an das Feste, Bestimmbare, oder an das Fließende, Unendliche ihrer Gestaltungen und Phänomene."

„Und so muß auch der Dichter, der Gelehrte es mit seinen Vorwürfen halten. Die Jugend traut sich zu, durch Studieren in die Breite eine Art von Allwissen zu erlangen; der Mann lernt seine Kraft kennen, sparen, konzentriren, und läßt Manches beiseits liegen, um zu seinem vorgesteckten Ziele zu gelangen."

„Glaube nicht, daß irgend eine Tiefe der Natur, des Menschenthums von irgend einem Forscher und Darsteller ganz ergründet worden. Jeder emsige Sucher findet noch Neues. Kehre oft zu den ersten Elementen der Erscheinungen zurück; — das Gewordene übt ein Verjährungs- und Gewohnheitsrecht über den Geist und die Sinne, über Begriffe und Sprache aus; — im Werden wirst du wieder auf das ursprüngliche Wesen der Dinge, auf das lebendig Fließende der Weltkräfte zurückkommen."

„Werde du, mein Sohn! ein sinnig beobachtender Arthus van der Neer — in deiner Sphäre."

„Gemälde-Narr! — Gemälde-Narr!“ — rief's laut an meinem Ohr. Ich fühlte mich derb an der Schulter gepackt und fuhr unwillkührlich zusammen.

Einige dunkle Gestalten waren uns unbemerkt unter den Bäumen näher gekommen. Meine Bekannte waren es, die jetzt, da sie mich, wie sie meinten, gerade über der Verführung meiner Jugend zu meiner Gemälde-Thorheit auf frischer That ertappt, ein vereintes, lautschallendes Gelächter erhoben.

Ich ließ nicht merken, daß ich über dieses Behorchen und Verhöhnen einigermaßen empfindlich war; es gab einige sarkastische Reden und Gegenreden, welche meine Söhne leicht an dem Ernste meiner letzten Aeußerungen hätten irre machen können. Beide Theile waren jedoch nicht in der Stimmung, dieses Kapitel noch weiter zu erörtern. — Wir trennten uns.

Wir saßen des andern Morgens am Frühstück, als der Graf eintrat. Er und die Seinigen hatten uns in der Kapelle nicht wahrgenommen, vielleicht die Nähe von Zeugen ihrer Andacht gar nicht geahnet. Er dankte mir nochmals, und freute sich, wie er sagte, mich im häuslichen Kreise zu sehen.

Angenehm durch sein Erscheinen überrascht nahm ich mit Interesse den Eindruck wahr, den meine Familie auf ihn machte. Der erfahrne scharfblickende Weltmann las schnell und richtig in Zügen und andeutenden Zeichen, und wußte, ohne zu heucheln und zu schmeicheln, Jedem etwas Erheiterndes zu sagen. Im Stillen konnte ich auch den Einfluß bemerken, den die Aeußerungen eines vielgereisten, weltklugen, vornehmen und schönen Mannes auf die Meinigen machten.

So viel auch das Wort und Beispiel des Vaters gelten mag, er erscheint doch mitunter

den Angehörigen als von Lieblings-Neigungen, Eigen-Meinungen ꝛc. beſeſſen, und in gewiſſen keineswegs normalmäßigen Sonderbarkeiten befangen; ſeine Schwächen und Uebertreibungen, an denen es doch bei keinem Sterblichen fehlt, trüben nicht ſelten ſein beſtgemeintes Reden und Thun.

Aber auch die beiden Familien-Vorſtände ſelbſt ſind ihrer Lebens- und Erziehungsweiſe keineswegs ſo ganz gewiß, daß nicht das Urtheil eines unerwartet dahertretenden, ſchnell hin- und umblickenden Fremden, dem, was in manchen Jahren herangebildet worden, in ſeiner neueſten Blüthe erſcheint und ſeinen Bildungsgang, ſein Weſen verräth, ein ungemeines Gewicht haben ſollte. Der Erzieher, wie der Menſch überhaupt, weiß wohl, was er thut, aber nicht eben ſo klar, was er iſt. Der innere Richter, das Gewiſſen, ſpricht in jedem einzelnen Falle deutlich und beſtimmt, und ſoll ſich allein in größter Stille der Ein-

ſamkeit abhören; — der innere Verwalter, die Lebensklugheit, möchte oft außer ſich treten, ſein Schalten im Ganzen von der Ferne her betrachten, ſich im Spiegel des fremden Auges wahrnehmen; weil er wohl fühlt, daß das eigene Auge am Ende Erfreuliches und Widriges, Wahres und Falſches gewohnt wird.

Der Graf machte von dem Adelsprivilegium, in jedem Alter gegen Weiber galant zu ſeyn, Gebrauch. Gattin und Tochter waren entzückt. Er übertrieb die Artigkeit nicht, und ſo hatten ſeine Aeußerungen für ſie um ſo höhern Werth. Solche heitere Theilnahme wurde naturgemäß durch eine vertrauliche Eröffnung des Weſentlichſten der Familienſchickſale erwiedert.

Er fragte nach den Studien Roberts, und bewährte auch hier wieder den Erfahrnen, der zum Eifer in den ernſten Wiſſenſchaften, im Fachwerk, aber auch zum Erwerb empfehlender

Realkenntnisse, neuerer Sprachen, zum Besuche guter Gesellschaft, anständiger Häuser, einflußreicher Männer, zur Cultur der Musik, als der beliebtesten, leichten Zutritt verschaffenden Kunst rieth. Dieses Alles könne dem belebten, ansprechenden Canzelvortrage — behauptete er — am besten Vorschub thun; und auf einem Dorfe werde er doch nicht verbauern und versauern wollen.

Beim Anblick einiger in der Wohnstube aufgehängten Oelgemälde mittlern Werthes äußerte der Graf sein Bedauern, daß sie von den Fliegen verunreinigt werden. — „Diese sind" — klagte ich — „für einen Kunstliebhaber wahre Quälgeister und ihm so sehr verhaßt, als einem in Südamerika Angesiedelten die Muskitos." Ich bat ihn, meine kleine Sammlung im vordern Zimmer, als welches ich so ziemlich von diesen Unerträglichen frei zu halten wisse, ein wenig zu mustern.

Ueberrascht durch manches gut in die Au-

gen leuchtende Bild wünschte er mir zu solchen freundlichen und werthvollen Besitzthümern Glück. Es ergab sich eine Erklärung über das Erwachen und Umsichgreifen dieser Liebhaberei und ihrer allmählichen Steigerung zur Leidenschaft. Der edle Gast war in der Sphäre bildender Künste nicht fremd und vielmaliges Besuchen von Gallerieen und kleinern Kabinetten hatte seinen offenen Sinn, wo nicht in die Tiefe der Artistik und Technik, doch in eine gewisse Ausbreitung der Kunstkenntnisse durch vieljährige Erfahrung geführt; ein glückliches Gedächtniß, wie es einen solchen Bildungsgang oft begleitet, hatte ihn das Charakteristische der Schulen, Styl und Manier der Maler und ihre berühmtesten Werke unterscheiden und behalten lassen. Er errieth manchen Meister und war über mein bestätigendes Bejahen erfreut.

Wie oft hat man von gebildeten Reisenden zu leiden, die beim Anschauen von Bildern sogleich von der Gallerie zu sprechen beginnen,

die ſie zuletzt geſehen, wie im Theater und Conzert von den bedeutendern Kunſtleiſtungen der letztbeſuchten Hauptſtadt. — Andere haben die üble Gewohnheit, ſich in ein in Affektion genommenes Bild gleichſam zu verbeißen und ſich ſo unverhältnißmäßig lange dabei aufzuhalten, daß ſie das Uebrige dann nur einer flüchtigen Schau würdigen können; — noch Andere werden durch die bedeutendſten Kunſtwerke immer nur an ſich und ihre Fata erinnert, und das Schöne iſt ihnen ein Vehikel, von ihrem lieben Ich zu ſprechen.

Der Graf bezeugte ſich durch die Gabe ſchnellen Ueberſchauens und richtiger Faſſungskraft höchſt liebenswürdig; er hing nicht mehr als billig am Stoffartigen, offenbarte viel Sinn für Styl, Ton, Behandlung im Ganzen, fand bald das Beſte heraus und kehrte wieder zu dieſem zurück. Am Ende that er mir durch die Erklärung ſeiner Ueberzeugung von der Galleriefähigkeit der werthvollern Bilder wohl.

Er beſaß, wie er ſagte, ſelbſt eine Sammlung älterer angeerbter Malereien und hatte ſich manches neuere Bild in ſeiner Umgebung und auf Reiſen dazu gekauft. Werden doch ohne eigenen Beſitz Kunſtkenntniß und Liebhaberei nie ſo recht zum Anliegen. Wer mag gern Erziehung ſtudieren, wenn er keine Kinder hat? —

Er wollte bei ſeiner Rückkehr aus Italien auch einige Kunſtſachen als Andenken mitnehmen und, wie er verbindend hinzufügte — auch meiner kleinen Gallerie dießfalls eingedenk bleiben.

„Sie werden" — äuſſerte er — „ſchon oft nicht ohne Zufriedenheit die Anziehungskraft einer ſolchen Sammlung, die ſie bei einem rührigen Inhaber in einer gewiſſen Sphäre umher ausübt, wahrgenommen haben? So wie ſie den leztern ſtets in Athem erhält, aufſchauen, umſchauen heißt, wodurch er dann, gegen einen Laien betrachtet, als ein Hellſeher, Kunſtriecher

erſcheint, ſo erweckt ſie auch Freunden und Bekannten eine rege Theilnahme, ſo daß ſie denſelben ſtets Kunde von zugänglichen, erwerblichen Kunſtſachen geben, während Andere dem Kunſtbeſitzer, als einem einſichtigen und dankbaren Empfänger, manches Erwünſchte durch Tauſch oder um leidliche Preiſe überlaſſen."

Ich konnte, wenn ich mich in meinem Zimmer umſah und an die eine und andere Acquiſition dachte, dem Geſagten mit Behagen meine Zuſtimmung geben; denn wirklich, wenn ich den Werth derſelben auf dem Kunſtmarkte, noch mehr, wenn ich ihren urſprünglichen Preis mir in Gedanken vorhielt, ſo war ich ſehr im Vortheil.

„Mit der von Ihnen erwähnten Anziehungskraft, Herr Graf" — bemerkte ich — „iſt es, wie mit Allem, was der entſchiedene Menſch ſich aneignen will. Wir nennen es im Leben: Wahl, Streben, Takt, Zufall, Glück — und es iſt, was die Schrift ausdrückt: Dem Gerechten

müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Es iſt ein Suchen und Finden deſſen, was unſerer Natur gemäß iſt, mit was wir unſer Daſeyn um- und aufbauen wollen."

Eines um das andere der Meinigen hatte ſich im Gemäldezimmer Etwas zu ſchaffen gemacht, um ſo wenig als möglich von den intereſſanten Aeuſſerungen des Fremden zu verlieren, wohl auch, um noch einen freundlichen Blick, ein verbindendes Wort davon zu tragen.

Er ging, als Alle verſammelt wären, mit Lächeln auf ſie zu und ſtellte ſie unter freundlichen Bewegungen nach dem Alter in eine Reihe. Meine Frau war indeſſen neben mich getreten. „So" — ſagte er — „kann ich mir Ihre Geſtalten leichter wieder vergegenwärtigen. Im Leben und Kunſt geht nichts über Zuſammenſtellung und Vergleichung. Dagegen kommt keine Täuſchung, kein leerer Wahn auf; Familienähnlichkeit und Unähnlichkeit wecken einander gegenſeitig. Die Mnemonik behält über-

haupt lieber mehr als wenig, lieber Zwei als Eins."

„Aber, was ich schon oft gedacht, kommt mir beim Anblick der lieben Ihrigen wieder. So hoch die Kunst stehen mag, das Wirkliche geht doch, recht aufgefaßt, darüber, eben weil es Leben ist, eine Unendlichkeit künstlerischer Momente."

„Ich bin" — wandte ich ein — „mit mir oft im Streit, welches das Größere sey, und beschwichtige meine Zweifel am Ende damit, daß ich mir sage: Wo des Künstlers, des Dichters Aug ins Leben blickt, da erschaut es, was ausübender Kunst unerreichbar ist; aber Wahl, An- und Zusammenordnung, ästhetisch-technisches Festhalten, harmonisches Durchbilden und Vollenden ist wieder an sich und für die Welt so viel werth, als die schönsten, heiligsten Momente des bloß beschaulichen Kunstgeistes. — Es ist die Frage, ob uns Erzstufe und Crystall mehr gelten, als der wunderbare Prozeß ihres

Werdens aus dem Weben geheimnißvoller Stoffe im Muttergestein."

„Wir wollen bekennen" — versetzte der Graf — „daß das Leben, obwohl die ewige Fundgrube alles Hohen, durch das Schöne flüchtig hindurch geht, und stets wieder ins Gleichgültige und Unschöne auseinander läuft, daß aber die Kunst mit organischer Wahlanziehung Schönes zu Schönerm sammelt und verdichtet, indem sie das Uebrige gleichsam durch ihr Sieb fallen läßt."

„Wohl!" — rief ich — „und so ist es doch immer der Menschengeist, der das Schöne wahrnimmt, der im Seyn, dem unendlich Gleichgültigen, das warme Leben schaut, der mit seinem Gemüth in den ewigen Bewegungen des Materiellen ein Weltgemüth ahnet. Es ist mir oft, als könne ich in schönster Sonntagsfrühe das Bild der Natur, je nachdem ich mein Innerstes verschließe oder öffne, wie mit Medusenaugen versteinern, — oder vom Odem des Welt-

geiſtes durchweht mich anlächeln ſehen. Es wird mir immer deutlicher, daß das Liebesauge Leben und Schönheit in die Schöpfung erſt hineinſieht und von ihnen aus ihr begrüßt wird."

Der Graf nickte freundlich bejahend und fuhr dann halb gegen meine Gattin und Natalien gewendet fort: „Wenn ich holde Geſtalten gewiſſer Art erblicke, eine reizende Mutter, in der Tochter ſich verjüngt darſtellend, etwa ein Goldlockenkopf von Knaben daneben, den wohlmarkirten Gatten hinter ihnen, ſo mag ich ſie gern zu einer heiligen Familie machen; — jede reine, naturgemäße iſt ja eine ſolche. Raphael hat faſt immer des Vortheils ſich bedient, zarte Jungfrauen zu Müttern zu geſtalten; daher wohl der Zauber in ſeinen Madonnenbildern."

Meine Apollonia lächelte ſchalkhaft aus einem Anflug von Röthe heraus. Es war ja, was der Graf vorgebracht, ein Gedanke, den ich, als das Erſtgeborne auf ihrem Schooße lag,

mit Selbſtgefälligkeit vor ihr hatte laut werden laſſen.

So wußte der anziehende Fremde Jedes durch ſeine heitern, aus einem innern wohlhäbigen und nobeln Leben ſtammenden Aeuſſerungen für ſich zu gewinnen. Selbſt die Kleinern gingen nicht leer aus; er ſuchte ihr Temperament, ihre Neigungen zu errathen und war darin ſehr glücklich. Eine geübte Combinationsgabe hatte das bei uns in Kürze Wahrgenommene ſchnell und richtig verbunden.

Zu Robert ſagte er wohlwollend: „Ich wünſche nur, junger Mann! daß Sie einſt an Das wahrhaft ſelbſt glauben mögen, was Sie Ihrer Gemeinde vortragen müſſen, dann wird es an der Salbung nicht fehlen. Ohne manche Zweifel wird es, wenn Sie tiefer in Wiſſenſchaft und Geſchichte hineinkommen, nicht abgehen. Möge Sie die Vorſicht nicht auf troſtloſe Wege ſich verirren laſſen!“

„Würdiger Mann!“ — sagte ich gerührt — „lieber fast ist es mir, wenn mein Sohn durch die Kälte der Sceptik hindurch wieder zum Glauben gelangt, als daß er jetzt schon einem eingeschüchterten, frömmelnden Wesen sich hingebe. Manche kommen sogar erst durch eine Art Verzweiflung des in Weite und Tiefe schrankenlos ausgreifenden Geistes, des im Leben tief verwundeten Gemüths zur Ruhe der religiösen Resignation. Ist mein Sohn erst von der hohen Würde und Weltnothwendigkeit unsers Bekenntnisses überzeugt, dann wird er wohl auch mit den einzelnen Glaubenslehren zurecht kommen.“

Der Graf umarmte mich, drückte Jedem die Hand und schied nicht ohne Zeichen der Herzlichkeit. — Vielleicht that ich mir zuviel auf seine Zufriedenheit mit unserm Wesen und Gebaben zu gut; aber, wenn es einmal für eine Aufgabe gilt, die Physiognomie eines Familienlebens in einer annehmlichen Form dar-

zuſtellen, ſo iſt uns ein nachſichtiges Auge doch lieber, als der lauernde Blick eines Mephiſtopheles, der uns merken läßt, was wir Alles nicht ſind, aber ſeyn ſollten.

Als der Graf die Straße hinab der Poſt zuging, konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß einſt daherauf der Austräger mit einem Kiſtchen, an mich addreſſirt, ein Bild aus der italieniſchen Schule bergend, hergeſchritten kommen werde."

23.

Die Tage wurden kürzer, die Sonne beschrieb tiefere Bogen am Himmelsgewölbe. Der Familie des Archivars war das nicht leid; ein gewisser Gleichmuth in natürlichen, wie in sittlichen Dingen gehörte bei ihnen zum Lebenston. Man zog sich allgemach aus der mit hellen, warmen Tagen sparsamer werdenden Natur in das Zimmer zurück, und gab, weil die äussere Farbenwelt in vergelbten und gerötheten Bäumen, Sträuchern und Schlingepflanzen erlosch, dem innern Auge mehr zu thun.

Der ruhige Kreis lebte gleichsam ohne Geschichte fort, wenn wir nicht die fast unmerkliche Entwicklung der Gaben und Neigungen

des Bildens und zeitgemäßen Handelns eine solche nennen wollen.

„Man lobt" — sagte in solchen Tagen der Archivar — „und besingt wohl auch unser deutsches Clima als milde, gesund, reich an Schönheit, gemäßigt zwischen dem eisigen und brennenden Gürtel liegend. Dagegen könnte man jedoch einwenden, daß wir oft in der sogenannten schönen Jahrszeit kaum fünfzig sonnenhelle, warme Tage haben, daß ein bedeutender Theil des Jahres von Nebeln, Regen und einer dichten Wolkendecke verdüstert ist, daß wir zuweilen um den Frühling oder Sommer kommen und acht Monate Winter haben."

„Im südlichen Frankreich, in Oberitalien kommt man in manchem Jahre mit einigen wenigen Nebeltagen durch, und es ist für unsere Sehnsucht ein Glück, daß wir diese herrlichen Himmelsstriche nicht aus Erfahrung kennen. Wir würden öfter mit Schmerzen em-

pfinden, in welch engen Kreis, auf welche Einseitigkeit climatiſcher Verhältniſſe der Menſch feſtgebannt iſt."

„Indeſſen — wenn ein Deutſcher nur ein wenig durch Maleraugen zu ſehen verſteht, ſo kann er auch die trüben Epochen überwinden. Iſt er etliche Tage ins Zimmer geſperrt geweſen oder von Haus zu Haus gegangen, ſo hellt ſich's wieder auf, die Höhen ſchauen blau durch den weißen Dunſt, die Wolkendecke öffnet ſich da und dort, und enthüllt farbig verbrämt den azurnen Hintergrund, wie beim Eisgang die ſtockende Maſſe in Bewegung kommt und die grünlichte Woge durchbricht. Unter einem ewig blauen Himmel würde ſich ein Deutſcher unter ſeine Wolken-Schönheiten, ſeine Himmels-Erheiterungen zurückſehnen."

So theilt ſich dem Naturfreund das Jahr in vier große und eine Menge kleinerer Abſchnitte und Entwicklungs-Epochen, deren jede einen eigenthümlichen Kunſtcharakter hat. Der

Sinn ſtumpft ſich nie an gewohnten Schönheiten ab, er lebt ſtets in Sehnſucht, Erlangen und Verlieren, in Entbehrung und Genuß."

„In unfreundlich rauhen Tagen lernt man den hellen blauen Himmel und die freundlich grünende Erde ſchätzen; im Winter freut man ſich des geſelligen Lebens, des Werthes der Menſchen, der Heimkehr in ſich ſelbſt."

Blanks Gattin lächelte gewöhnlich bei ſolchen Ergießungen des Gatten und hatte immer ein beſchränkendes oder verneinendes Wort in Bereitſchaft, damit er ſich's in ſeiner Zufriedenheit und Zurechtlegungskunſt nicht zu ruhig und behaglich mache. Sie dachte und empfand nahehin, wie ihr Gatte, nur beſorgte ſie, er möchte in der Selbſtbeſchwichtigung noch weiter gehen und die Schnellkraft für die wünſchenswerthe Erweiterung der Familien-Verhältniſſe verlieren.

Die Chriſtfeiertage brachten einige lichte Freuden, — weil wir Alles thun, ſie kindlich

helle und farbig zu machen. Eine Menge Bilder, deren Gegenstand das jugendliche Christenthum war, tauchten in Ahnung und Erinnerung auf. Das Neue Jahr trat mit einem scharfen Ostwind und tüchtigen Frost ein, der die Weiher mit spiegelglattem Eis überzog.

Blank war noch immer ein Freund der Eislust; ja er hatte erst im vorigen Jahr einem Bekannten eine neue Art des Laufes mit anmuthigen Bewegungen abgelernt, mit frischer Lust eingeübt und seinen Robert darin in die Schule genommen. „Wenn man jung bleiben will" — sagte er sich und ihm — „muß man nur immer fortlernen."

Viel buntes Volk trieb sich an schönen Sonntagen auf der glatten Bahn herum; beide Geschlechter verschiedenen Alters und Standes zogen ihre geraden und geschweiften Linien in anscheinendem Gewirre und nahe betrachtet doch ohne störendes Anrennen durch einander, wie sie es im Leben thun. Gesellig angestellte Schlit-

tenfahrten, darunter eine maskirte, höchst poſſirliche, brachten dem Kunſtfreunde manches ergötzliche Gemälde ins Gedächtniß zurück.

Bei Natalien hatte das unbeſtimmte jungfräuliche Hinausſchauen in die Zukunft und das demüthig geduldige Erwarten der Dinge, die da kommen ſollen, unmerklich eine beſtimmte Richtung gewonnen. Der Sohn des Profeſſors konnte einmal unerwartet erſcheinen. Wie mochte er wohl geſtaltet ſeyn, wie ſich geberden, anlaſſen? Unwillkührlich machte ſie ſich ein Bild, das in guten Stunden ihrer Neigung ähnlich ſah, in böſen aber allerhand fatale Seiten und Ecken annahm. Für beide Fälle theilte ſie ſich eine Rolle zu und ſpielte ſie, freilich mit ſehr verſchiedener Empfindung, wer weiß wie oft, mit mancherlei Variationen durch.

Wenn einmal in einem Familienkreiſe eine Erwartung erregt worden, ſo arbeitet auch in dieſem die Einbildungskraft daran fort. — Menſchen und Sachen gaben Veranlaſſung, von

dem Sohne des Professors zu sprechen, an allerhand Möglichkeiten sich spielend zu vergnügen, welche die kluge Hausmutter hie und da mit einigen ihrer Lebenserfahrung entnommenen Bedenklichkeiten, wie mit spanischem Pfeffer, zu versetzen für gut fand. „Mit dergleichen Phantasiewerk" — sagte der Hausvater — „ist's, wie mit dem ersehnten Anblick bedeutender Kunstwerke. Unvorbereitetes, überraschendes Anschauen trifft unsern Sinn oft stärker; wir sehen uns ohne Vorurtheil in den Gegenstand hinein; er wird uns Alles durch sich selbst, was er uns werden kann und soll. Wir werden spezifisch neu, entschieden, frisch affizirt und machen eine unschätzbare Bekanntschaft."

„Aber andererseits würden wir Zerstreute, Stumpfe auch vielleicht Manches ganz übersehen, wenn wir nicht durch den ihm vorangegangenen Namen aufmerksam gemacht, durch die Erwartung eines Ungewöhnlichen mit Re-

ſpekt erfüllt worden wären. Das Allgemeine und Unbeſtimmte des Vorbildlichen wird durch das leibhafte Erſcheinen individuell und beſtimmt; dieſes beruhigt, erfüllt, bereichert das neblichte, ſchweifende Denken und Fühlen."

„So iſt, — um den Erwarteten gleich mit etwas Rechtem zu vergleichen — wer das Glück haben ſoll, die Logen des Vatikans mit den Fresken von Raphael zu ſchauen, ſey es Laie oder Kunſtfreund, gewiß beſſer daran, wenn er alle Gedanken und Gefühle der Schätzung, der Bewunderung ſchon mitbringt, als wer, wie zu andern Reiſe-Merkwürdigkeiten, unvorbereitet hinzutritt. Der Unwiſſende, Ungebildete iſt durch die kunſtreiche lebendige Gegenwart überraſcht, er ſtaunt, ſättigt ſich und geht weiter. Der Wiſſende, Gebildete, Vorbereitete iſt vielleicht eher befremdet, denn er brachte doch nur ein neblicht unbeſtimmtes Bild eines unbedingt Schönen mit; aber er gewöhnt ſich an ein mannichfach bedingtes Herrliches, lebt, forſcht ſich in daſſelbe immer tiefer hinein."

„Ein Ankömmling" — wandte Natalie ein wenig erröthend ein, — „muß aber doch schon ziemlich empfehlende Eigenschaften äusserlich zeigen und innerlich entwickeln, wenn er den ihn mit günstigen Erwartungen Empfangenden nicht unter diesen bleiben soll."

„Nun ja doch!" — erwiederte der Vater; — „die Erwartung ist ein Kind der unbeschränkten Phantasie, der verschönernden Poesie; das Wirkliche hat aber, wie ich sagte, seine Beschränkungen, seine Mängel, seine Licht- und Schatten-Partieen, seine Erdenseite. Umgang, Vertrauter-werden mildert das anfänglich Störende und entwickelt oft noch schönere Tiefen der geistigen und sittlichen Natur."

20.

Unter solchen Besprechungen und stillen Erwartungen war unbemerkt der Fasching herangerückt, mit ihm die nahe Hoffnung auf ein von höherer Huld angeordnetes Ballfest, wozu die Honoratioren aus allen Ständen durch reichlich vertheilte Eintrittskarten Zutritt haben sollten. Der Archivar trat die seinige an Natalien ab, der eine solche großartige Lust neu war.

Sie schmückte sich aufs Beste, das heißt: sie machte sich weder durch abenteuerlich-grellen, noch durch blendenden Putz, sondern durch eine ihrer Gestalt am besten stehende, gewählte Einfachheit im allgemeinen Schimmer einiger-

maßen bemerkbar. Ein Jungfrauen-Portrait aus älterer Zeit in ihres Vaters Sammlung hatte ihr dabei zum Vorbilde gedient. — Sie schloß sich an die Familie einer Freundin an.

Beim Eintritt in den überraschend hellen Saal wurde sie vom Gefühl des Erstaunens reizend bedrängt; diesen überschwenglichen Reichthum von Gestalten aus allen Ländern und Zeiten meinte sie nicht bewältigen oder in langer Nacht erschöpfen zu können. Aber ein wunderliches, ihr unerklärliches Empfinden mischte sich auch hinein; es war ihr nach einigen Momenten süßer Verworrenheit, als möchte sie in diesem Prachtgewühle doch nicht ganz und gar unbemerkt, unbeobachtet seyn. Sie blickte jetzt hie und da unter diesen wunderlich verhüllten Gestalten in ein Paar hohle Maskenaugen hinein, zog sich aber, sobald sie sich fixirt sah, scheu zurück.

Doch auch dergleichen Unheimlichkeiten ward sie nach einiger Zeit gewohnt und sie

merkte wohl, daß in dieser höchst imposanten Masse, welche gleichsam auf Thätigkeit und Ereignisse warte, doch eigentlich nichts geschehe, daß Jeder die tausend Andern im Ganzen und Einzelnen beschaue und sich hinwieder von ihnen beschauen ließ.

Um Mitternacht wäre sie der Freude wohl schon satt gewesen, hätte man sie nicht an die reichbesetzten Büffets geführt und ihr mehr von den ausgesuchten Erfrischungen aufgenöthigt, als sie ertragen zu können vermeinte. Ein brausender Strom allgemeiner Lust nimmt auch die kleinere überschlagende Welle mit sich fort.

Weg war der prosaisch-nüchterne Verstandes-Blick; auf den Wogen des flüchtigen Champagners und der warmen Getränke schaukelte sich ein anderes Empfinden. Sie schaute im Geist ihres Vaters, sie verlangte nicht mehr, daß Etwas geschehe; das bewegte Bild sinnlicher Gegenwart war ihr Ereigniß und That genug, und, auf allen Stoff einer Handlung

dieſer Menſchenmaſſe verzichtend, weidete ſie ihr Aug an der bloßen Form. Sie theilte in Gedanken das Gewühl, ſie hielt einzelne Gruppen feſt, und indem ſie ſo ohne beſtimmtes Verlangen, ohne Nachfrage nach Unterhaltung hinſchaute, wie in ein Gemälde, etwa eine Bambocciade, und daſſelbe von ſeinem grellſten Licht- und Farbenglanze bis zu den im Halblicht des Hintergrundes abdunkelnd verſchwimmenden Geſtalten verfolgte, ward ſie ſich eines Genuſſes eigener Art bewußt, den wohl nur Wenige im Feſtſaale, die etwa zu gleicher Abſtraktion aufgelegt waren, mit ihr theilen mochten. Sie trieb das kindlich ſpielend und ſuchte auch ihre Freundin ins Intereſſe zu ziehen. Sie wandelten ſo im Saale, in den Nebenſälen, in den obern Hallen umher und entblödeten ſich nicht, ſelbſt ein Halbdunkel als Camera obſcura zu Spannung der Beleuchtung zu benützen.

Bald miſchten ſie ſich wieder unter das Wogen der Maſſe; — ein Tanz von jungen,

hübſchen Bauern und Bäuerinnen in den verſchiedenen Landestrachten zog ſie an. An dem Reigen ſtehend glaubte Natalie zu bemerken, daß zwei nicht weit entfernte Dominos ſie fixirten. Sie fand nun auch ihren Blick unwillkührlich gebannt. Sie ſuchte ſich zu überzeugen, ſie ſtreifte mehrmals mit ihren Blicken vorüber. Ein Nachbar jenes Paares wurde von ihnen über eine Perſon gefragt, und ſie mußte glauben, ſie oder ihre Freundin ſey gemeint. Ihre Verlegenheit wuchs, als die Masken näher traten und ſich unmittelbar neben ſie ſtellten. Es ward ihr bänglich und in wachſender Unruhe wendete ſie einmal das Haupt hinüber.

Aus dunkeln Larvenhöhlen ſtarrten ſie ein Paar flammende Blicke an. Dieſes Unheimliche löste ſich nach einer Weile in eine freundliche Anrede auf. Die Gegenſtände des Geſprächs lagen nahe. Der Sprachton klang ihr fremd; was von dem Redenden durch die Verhüllung

durchblickte, gab ihr keine Andeutung. Der Andere hatte sich zu ihrer Freundin gesellt; sie horchte mit dem einen Ohr hin; es war derselbe mehr nordische Dialekt. Sie äusserte ihre Vermuthung, daß sie einen Fremden vor sich habe und erhielt keine Antwort. Sie fragte, ob der Unbekannte denn sie kenne. Er zeichnete ein N. in ihre Hand und als sie, um ihn auszuforschen, verneinend nickte, fügte er ein B. bei.

Sie erröthete. Jedoch, es konnte eine Foppérei seyn; der Fremde mochte ihren Namen erfragt haben und nun zum Scherz einen verkappten und gut verstellten Bekannten spielen, der sich am Ende als unauflösliches Räthsel unsichtbar machte, oder, sich entlarvend, den Spaß mit einer Artigkeit abbat, wobei sie jedoch zum Gasthofsgespräch werden konnte.

Durch diese Zweifel hindurch trat ihr eine sonderbare Ahnung bedrängend ans Herz. — Der Unbekannte sprach von der Ballfreude, der

Maskenfreiheit, dem Sinne dieser Lust, und daß, wie er bei einigen frühern Reisen vergleichend wahrgenommen, eigentlich nur in katholischen Ländern der wahre Faschings-Humor herrsche.

Natalie, die sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, verhielt nicht, wie sie von dem Augenblick an, wo sie diese bunte, schimmernde Erscheinung für ein bloßes bewegliches Gemälde genommen, ohne weitere bedeutende Vorgänge zu erwarten, mehr Vergnügen daran fände.

Der Fremde ging alsbald mit Interesse in ihre Gedanken ein, ja er erweiterte sie, indem er beifügte: „Müssen wir nicht auch im Leben sehr oft eine ähnliche Resignation üben? Ich werde gewiß verstanden, wenn ich sage, daß hundert Klagen über die langweilige Unergiebigkeit, die ärgerliche Widrigkeit des Lebens, als Stoff, wegfallen, wenn wir die Gegenwart als bloße Form hinnehmen, wenn wir mehr

schauen, als wollen. So könnte man sich hier recht gut in eine Seestadt versetzt denken, wo in einem großen Gasthof am Hafen Leute aus allen Reichen der Welt, aus allen Ständen sich versammelt finden und zu vergnügen suchen."

„Nicht nur gewöhnliche Menschen, die diesen Beschauungssinn gar nicht haben, sondern auch Gebildete, Geistreiche denken doch gern an sich, was für sie wohl bei irgend einem Anlasse herauskomme; sie wollen betheiligt, beschäftigt sehn, gewinnen, materiellen Nutzen und Genuß schöpfen; sie verengen ihren Blick, richten ihn auf den Punkt hin, wo ihre Selbstheit, ihr liebes Ich gekitzelt werden könnte und sind, wenn diese Befriedigung der Eigenliebe ausbleibt, für das Ganze einer schönen Natur, einer heitern Menschenversammlung blind."

Natalie glaubte diese Aeusserung wohl zu verstehen; doch, es war vielleicht auch, wie bei allen dergleichen Unterhaltungen, weniger

der sinnige Stoff derselben, als die artige Form der Mittheilung, die sie anzog. Der Unbekannte war aber ermuthigt, fortzufahren: „Wie kommt's doch, daß der Mensch im Leben immer zunächst an sich denkt, während er doch vor einem Gemälde ohne Wunsch und Verlangen, in bloßes vergnügliches Anschauen verloren, lange ruhig verweilen kann? Eine so reizende Lehrerin, wie Sie, theures Fräulein! gewinnt mich ganz für diese Anschauungsweise. Ich werde von nun an, in Gesellschaft, auf Spaziergängen und Reisen, an Vergnügungsplätzen, an geweihten Orten, bei Volks- und Kirchenfesten mich gewöhnen, durch Ihre holden Augen zu sehen, und wenn mich das Einzelne nicht durch interessante Handlung in Anspruch nimmt, das Ganze in seiner lebendigen Form zu empfinden trachten, — so wie man hinwieder sich an störender Form einer Sache nicht stoßen, sondern das innere Leben und Wesen beachten muß."

Natalien war die etwas lehrhafte Wohlredenheit des Domino nicht zuwider; sie fand

sich geschmeichelt, daß er ihr die Fähigkeit, ihn zu fassen und Antheil an seinen Aeusserungen zutraute.

Die Freundin an ihrem Arme fand sich ihrerseits durch die ebenfalls gewählten und nicht eben oberflächlichen Reden des Gefährten ins Interesse gezogen. Sie durften nach dem, was vorgekommen, keineswegs besorgen, durch die Demaskirung des Paares in Verlegenheit zu gerathen; ja, als der Erstere die geschmackvolle, glänzende Anordnung des Ballfestes erhob, die menschenfreundliche Huld des Veranstalters rühmte, und die Frauenzimmer auf den Anbau des frappanten Riesengezelts und seine groteske Ausschmückung aufmerksam machte, und wie dieses Halbrund besonders malerische Ansichten gewähre, so folgten sie den Beiden in diesen durch Erhöhungen terrassirten Raum und stellten sich bald da, bald dort auf, um einzelne Gruppen der Gesellschaft unter dem von colossalen Lanzen getragenen, faltenreichen Dache,

unter welches sich besonders Wein- und Punschkundige Männer in die Nähe der mousirenden Flaschen und dampfenden Näpfe hingezogen, zu beschauen.

Ueberall herrschte fröhliche Lebenslust, vom Anstand in anmuthigen Formen gehalten. Den unschuldigen Kindern gefiel das kleine Abenteuer nicht übel; sie gewannen durch die Aufmerksamkeit der Unbekannten und das Bewußtseyn ihres selbstständig gewährten Vertrauens in ihren eigenen Augen an Bedeutsamkeit. Da ihr Ehrenwächter von Zeit zu Zeit um sie war, sie nie ganz aus den Augen verlor, so schwand jede Bedenklichkeit.

Ein junger Bauer, in der Tracht eines nahen Oberamts, fand sich recht gut in seine selbstgewählte Rolle; er zeigte Mutterwitz und sagte Bekannten und Unbekannten etwas Pikantes, Lachen Erregendes. Morgenländer und Abendländer, Hohe und Niedere beiderlei Geschlechts umstanden ihn; mit einem Scherze machte er

sich, wenn er seine Pfeile verschossen, aus dem Gedränge. Dem Begleiter Nataliens flüsterte er im Vorbeigehen ins Ohr: „Ihr Schätzchen ist die Tochter des Gemälde-Narren!“

Beide thaten, als hätten sie es nicht verstanden. „Einer meiner Freunde“ — sagte der Fremde — „hatte einst bei einer Redoute in unserer Vaterstadt“ — („darf ich fragen“ — fiel ihm Natalie in die Rede — „wie diese Vaterstadt heißt?“ — „Muß ich antworten?“ versetzte Jener und fuhr ohne Antwort fort —) „Mein Freund hatte damals einen sonderbaren Strauß zu bestehen.' Er spielte einen Bauer aus dem Altenburgischen und sagte den ihn foppenden wirklichen Edelleuten derbe Wahrheiten; als er aber von Wein und Freude gestachelt Einen derselben, der einen bezeichnenden, aber unschönen Beinamen hatte, bei diesem nannte und so die Masken- und Sprechfreiheit bis zur Frechheit trieb, wollten ihn die Edelleute zwingen, sich zu demaskiren, worauf

er mit einer geschickten Wendung sich ihnen entwand, ins Gedränge flüchtete und sich aus dem Saale verlor."

Die beiden Paare waren wieder im großen Saale, da entstand eine Bewegung in der Nähe; ehe sie die Veranlassung erforschen konnten, stand ein wohlgekleideter schmucker Tyroler mit einem flachen Korbe, von einem grünen um die Schulter geschlungenen Bande getragen, vor ihnen, der den Mädchen mit einem Winke die Wahl aus den darin befindlichen zierlich eingewickelten Waaren anbot. Jede nahm ein Stück; sie blickten forschend dem freigebigen Tyroler nach; der zarte Bau seiner Füße machte sie stutzig. Sie enthüllten die Papierchen, in welchen sie irgend eine scherzhafte Devise vermutheten.

Siehe da! es waren ächte Bijouterien; — Natalie hatte ein goldnes Herz mit Perlen besetzt, als Vorsteknadel, ihre Freundin einen Amethyst, zum Ringe gefaßt, erhalten. Dieß

gab ihren Begleitern wieder Stoff zu launigen Bemerkungen und Anspielungen, welche, als ein wichtiges Capitel des Lebens angehend, von Mädchen nie ohne Theilnahme aufgenommen werden. Man blieb über den galanten Tyroler nicht lange im Zweifel und brachte auch diesen Beitrag zu Erhöhung der Festeslust bei sich dankbar in Rechnung.

Als bald darnach der Hof sich durch einen Walzer vergnügte und erlauchte Personen hiebei viel anmuthige Grazie entfalteten, gab dieß wieder zu anziehender Schau Anlaß.

Natalie blickte jetzt mit weniger Scheu in die finstern Augenhöhlen; ein Gefühl der Wehmuth wandelte sie an, wenn sie diese Flammen eines verhüllten räthselhaften Lebens mit stillem Feuer aus dem Dunkel hervorleuchten und mit unverhaltener Innigkeit auf sich eindringen sah.

Sie dachte an den Mann mit der eisernen

Maske. Noch nie war ihr die ungemeine Bedeutung des Auges so nahe getreten, als in dieser absondernden Umhüllung. Wer schon die Wette eingegangen hat, unverrückt in zwei Augen zu sehen, der wird, wenn sie einem heimlich im Herzen getragenen, seine Zuneigung bewachenden Wesen gehörten, die bis zu Thränen sich steigernde Wonne dieses bei anscheinender Harmlosigkeit für beide Theile sehr gefährlichen Wettkampfes und Wagespiels, und die tiefe Bedeutsamkeit des menschlichen Auges kennen.

Eine launige Person fügte bei, man könne den Versuch schon mit einem treuen Pudel, einer Hauskatze, ja selbst mit einem gut gemalten Portrait machen.

Die Neugierde der beiden jungen Ball-Damen, ihre unbekannten Begleiter näher kennen zu lernen, wuchs mit dem Wohlgefallen an ihrer Unterhaltung; aber diese hüllten sich fest in ihre Mäntel und wichen jeder Frage aus.

Vom Eingange her wälzte ſich ein Drängen; eine Rittergeſtalt ragte daraus hervor; centaurenartig waren Reiter und Roß Eins. Sie glänzten in Waffenrüſtung; der Schild deutete auf das alte, noch fortblühende Geſchlecht der Berlichingen, deren Einer immer den Namen Götz trägt. Der Ritter bewegte ſich gegen die Hofloge und brachte dort ſeine Huldigung dar. Die Erſcheinung feſſelte auch die Blicke der beiden Mädchen. Als ſie ſich wieder umſahen, waren die Dominos verſchwunden. —

Die Nacht rückte vor; der Hof zog ſich zurück; der Saal wurde allmählich lichter. Das zu künſtlichem Wachſeyn gereizte Auge ſah ſchon mit der Verſtandeskälte des frühen Tages der phantaſtiſchen Tapete der Luſt in das fadenſcheinige Gewebe.

Natalie blickte am Ausgange, wie aus einem Traum erwacht, noch einmal in den dunſtigen Saal zurück. Das Raſſeln des Wa-

gens über das Straßenpflaster zerriß ihr Ohr; sie war wie lauter Nerve, halb selig, halb wehmüthig, von Hoffnung und Besorgniß erfüllt. Sie verzweifelte, so aufgeregt und im Kampfe der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit den Schlaf zu finden und grif nach ihrem Beruhigungsmittel, Liedes Abendandachten. Aber verworren zwischen Gestern und Heute schwebend seufzte sie, sich so ausser der Tagesordnung ihres Gemüths zu finden.

Sie bezwang sich und an dieser Selbstbeherrschung entschlummerte sie.

27.

Blank hatte in verschiedenen öffentlichen Blättern von der Kunst eines Gemälde-Restaurators, Namens Palmieri, gelesen. Wie es hieß, sollte er besonders an alten Kirchenbildern wahre Wunder der Wiederherstellung verrichten.

Wie sehr wünschte der Archivar, in diese Geheimnisse, von denen er durch Bücher und mündliche Mittheilungen, durch eigene Versuche und combinatorisches Nachdenken die Anfangsgründe besaß, tiefer eingeweiht zu werden. Aus den Vorhöfen strebt der Jünger durch höhere Grade der Weihe ins Heilige und Allerheiligste zu gelangen; eine Sehnsucht, die der Laie gar nicht kennt.

Oft dachte er sich in Gedanken an die Seite des berühmten Palmieri, und sah ihm zu, wenn er herrlichen, aber von Schmutz bedeckten alt-italienischen oder deutschen Gemälden ihr frisches Leben, ihren ursprünglichen Farbenzauber wieder verlieh. Der große Parmaroli in Dresden war kürzlich gestorben. Mit Leidwesen vernahm er diese Todeskunde. „So ein Mann" — rief er — „ist unersetzlich! er sollte nicht scheiden, ohne seine Kunst, sein Handgeschick, seine Geheimnisse und Recepte einem Vertrauten zu hinterlassen; denn wer ein Bild, wie die Madonna des heiligen Sixtus, das seine höchsten Vollkommenheiten unter einer braunen Alters-Kruste verborgen hielt, und mehr nur ein nebelichtes, als ein leibhaftes Anschauen vergönnte, in seiner Urkraft und Vollendung herstellt, der hat es uns neu erschaffen."

„Wo mag sein Kunstverwandter, der geschickte Palmieri, jetzt verweilen? Vielleicht wendet er sein Augenmerk auf jene nun verwaiste Dresdener Gallerie?"

— Siehe da! — am Aſchermittwoch-Morgen brachte der Lohnbediente eines naben Gaſthofs einen ſchön eingebundenen Kleinfolioband und berichtete, daß der Eigenthümer, ein hier angekommener Herr Palmieri, ſogleich ſelbſt zum Beſuche erſcheinen werde.

Man denke ſich Blanks freudiges Erſtaunen, die Beklemmung, mit welcher er die Unzahl hier verſammelter, höchſt rühmlicher Zeugniſſe, welche ſich Palmieri auf zehnjährigen Reiſen über ſeine Kunſtleiſtungen erworben, durchflog. Welche Summe achtbarer Namen, hohe Behörden kunſtliebender, reicher Städte, Direktionen berühmter Gallericen!

Die unerwartete Aufregung nahm dem Archivar Ruhe und Appetit. — Er ſaß noch blätternd bei der erſten Taſſe, als der Künſtler eintrat; ein gebräunter, dunkellockigter Italiener, gebrochen deutſch redend, feurigen Blickes, ſcharf, leidenſchaftlich in ſeinem Weſen, der ſogleich ſtracks auf ſeinen Zweck losging.

Im Gemälde-Zimmer blitzte sein Aug umher. Sein Blick verfinsterte sich, als er die Bilder alle ganz oder möglichst gereinigt sah. — „Da hab ich nichts zu schaffen!“ — sagte er. — „Wer hat die Bilder geputzt?“ — „Größentheils ich selbst!“ — erwiederte Blank etwas verlegen. Palmieri lächelte mitleidig und wies ihm da und dort Verputzung und unvollendete Reinigung nach. Er nannte von mehrern Bildern die Maler. Das war dem Besitzer höchst erwünscht. Noch galt ihm nicht gleich, wer der Meister eines Gemäldes sey, obwohl große Kenner oder selbst-hochstehende Künstler, wie andererseits bloße Laien öfters aussprechen, sie fragen niemals nach Namen, sondern nur, ob ein Bild gut oder schlecht sey, namentlich Letztere, — ob es ihnen gefalle oder nicht.

Einestheils wollte er sich in der Kunstgeschichte über Meister und Schulen zurecht finden lernen, anderntheils wußte er wohl, daß

das Bild eines beliebten Meisters, bei gleichem Kunstwerth mit einem von unbekanntem Pinsel, dennoch einen bei weitem grösern Kunstmarktpreis habe.

Bei einigen Gemälden wich Palmieri der Frage klüglich aus. Leider waren es gerade diejenigen, bei denen die Nennung eines bedeutenden Namens den hierüber in Zweifel schwebenden Besitzer höchlich erfreut haben würde. Er brachte Vermuthungen vor, geschöpft aus Erinnerungen an früher gesehene Gemälde-Schätze, aus Charakteristiken der Maler und Aeusserungen von Kunstfreunden. Der Fremde zuckte die Achseln.

Nach kurzem Zeitverlauf grif er nach seinem Zeugniß-Buch, schrieb sich die Namen und Wohnungen einiger Kunstliebhaber und Gemäldebesitzer auf und empfahl sich. Blank stand da, wie Jemand, dem eine große Erwartung zu Wasser geworden, oder — der an einer

glänzenden Tafel mit lechzenden Sinnen sitzend, vor der Suppe aus dem Traum erwacht.

Der Beruf sollte wieder als großer Beschwichtiger lindernd eintreten; aber im Archiv ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, ob er denn nicht auf irgend eine erdenkliche Weise näher an den Hexenmeister kommen könne.

Plötzlich fiel ihm ein altes Gemälde auf Holz ein, das er in eine Bühnenkammer gestellt hatte, weil seine eigene Reinigungskunst an dieser mit dreihundertjährigem Rost überzogenen Reliquie erfolglos geblieben war. Kerzen- und Weihrauch-Dunst, Oel-Ueberzüge von einer Reihe reinigungslustiger Küster, aufgeregter Kirchenstaub und andere Anflüge hatten Schichten von Schmutz darauf gelegt, der mit der Farbe selbst verwachsen war, und nur mit ihr sich ablösen zu lassen schien.

Diese Tafel sollte ihm zum Vorwand dienen. Er lief hastig dem Gasthofe zu und fragte

nach dem Fremden. Der Kellner nannte ihm die Zimmer-Nummer; er eilte zwei Treppen hinauf, fand aber die Thüre verschlossen. Der Schlüssel stack; er klopfte an; Niemand gab Gehör. Er harrte mit Ungeduld und pochte wieder. Endlich kam eine Hausmagd mit Kehrgeräthe. Auch sie klopfte vergebens; kopfschüttelnd und lächelnd rief sie einen weiblichen Namen.

Die Thüre ging auf; ein Mädchen, das der Archivar seiner hübschen Gestalt wegen schon manchmal auf der Straße und an öffentlichen Orten fixirt hatte, ließ die Magd ein; Blank, fragend nach Herrn Palmieri, trat Letzterer nach. Das hübsche Kind war erröthet. Er sey weggegangen, brachte sie verlegen vor, und sie dürfe Niemand den Zutritt in sein Zimmer gestatten.

Blank sah sich um; einige Gemälde ohne Rahmen lehnten an der Wand; auf einem Tische standen Gläser mit Flüssigkeiten; Lein-

wand-Lappen und mancherlei Geräthe lagen daneben.

Während er in seiner Ungeduld noch weiter über Palmieri's etwaige Wiederkehr fragte, stürmte Jemand heftig die Treppe herauf und den Gang daher. Er war es selbst. — Höchst aufgebracht über die Anwesenheit des Archivars kehrte er seinen Zorn gegen das schöne Kind, schrie sie mit deutschen und welschen Flüchen an, und kneipte sie dermaßen ins Ohr, daß sie halbohnmächtig sich dem Archivar in die Arme warf.

Sein eigener Schrecken ließ ihn das Reizende einer solchen Situation wenig empfinden. Er wehrte dem unsinnigen Italiener und brachte sodann vor, wie es ergangen — nicht ohne einiges innerliche Wohlgefallen an der wunderlichen Art, wie manchmal der Zufall geheime Wünsche erfüllt.

Palmieri warf eine Serviette über seine Gläser und fragte dann mit vornehm-erzürnter

Miene und in kalt-höflichem Tone, was er wünsche. Blank wollte ihn nicht zu sich bemühen, und bat ihn, das alte Bild ihm zur Ansicht schicken zu dürfen. Es wurde zugestanden.

Er hatte in einigen der lobenden Zeugnisse gelesen, daß Palmieri nicht abgeneigt gewesen, unter gewissen, nicht unbilligen Bedingnissen seine Reinigungskunstgriffe mitzutheilen. So ungünstig die Stimmung des Künstlers jetzt zu solchen Anträgen war, so konnte sich der ungeduldige Kunstfreund doch nicht enthalten, bei ihm deshalb anzuklopfen.

Die Antwort war zuerst ablehnend; dann forderte er eine bedeutende Summe für sein Arkanum, das er selbst entdeckt zu haben versicherte. —

Blank verließ ihn unentschieden, im Streit der Kunstleidenschaft mit kluger Besonnenheit. —

Er schickte seinen Archivdiener mit einem Billet nach Hause.

In einer halben Stunde lehnte das Bild auf Holz schon auf dem Gange vor Palmieri's Zimmer. Er fand ihn im Speisesaale; mehrere Gäste, lustige Vormittags-Zecher, waren da; dunkler Burgunder floß reichlich; sie würfelten und aus der ledernen Panderabüchse schien für den hitzigen Italiener manch schlimmes Loos gefallen zu seyn.

Die Spieler lachten; er fluchte, stürzte einen Kelch hinein, warf den Becher mit den Würfeln in die Ecke und stand auf. Jetzt erst erkannte er den oben am Tische harrenden Archivar und ging mit ihm ohne Gruß und Anrede hinauf.

Als er die Tafel besichtigt, äusserte er höhnisch blinzelnd: „Nicht wahr, dieß Bild können Sie nicht reinigen? Das glaube ich gern. Keiner Ihrer hiesigen Restaurateren vermag etwas über diese Oelkruste!" —

Blank wußte dieß wohl.

„Was geben Sie mir" — sagte er weiter — „wenn ich es reinige? Ich will es Ihnen herstellen, daß es im Farbenschmelz den Bildern der Boisseréeschen Sammlung, den van Eyks, Hemelings, Schooreels nahe kommen soll; — es ist ein gutes Bild! — Was zahlen Sie mir, wenn ich Sie die Reinigung lehre? In zwei Stunden können Sie es selbst putzen! Ich brauche hier verflucht viel Geld! Ich muß fort von hier! Ich reise in ein Paar Tagen ab. Es ist hier nichts zu machen!" —

Er besah das Bild noch einmal und behauptete, es sey nach der Reinigung seine hundert Dukaten werth.

Blanks Erwartung wurde gereizt und immer höher gespannt, dennoch sagte er unverholen, daß er keine bedeutende Summe auf die Mittheilung des Arkanums wenden könne, dürfe. Er erlaubte sich die Frage, ob eine solche

Reinigung viele Zeit und Mühe koste. — „In einer Stunde“. — sagte Palmieri — „muß die ganze Oelkruste weg seyn!“ — Blank staunte. Dieß kitzelte den Künstler. — „In einem Augenblick will ich Ihnen den Beweis liefern“ — fuhr er fort. — „Treten Sie in mein Schlafzimmer!“

Blank that's. — Nach einigen Minuten rief er ihn und stellte die Tafel hin. Blank war höchlich überrascht. Ein Fleck, ungefähr zehn Quadratzoll groß, war von Schmutz beinahe ganz befreit, die schönste Purpurfarbe glänzte ihm entgegen, daneben das zarte Fleisch einer Gestalt im höchsten Leben. Diese Schönheit war vielleicht zweihundert Jahre unter ihrer Decke hermetisch verschlossen gelegen. — Niemals mehr als jetzt hatte sich Blank parate Mittel gewünscht, um dem Zauberer seine Forderung sogleich zu gewähren.

Palmieri versprach ihm das Bild, wenn sich nicht bei der Reinigung schadhafte Stellen

ergeben, morgen ganz hergestellt wieder zu bringen. — Jahrelang hatte er bei andern Restauratoren solche alte verdorbene Schätze als verzweiflungsvolle Aufgaben für die Wiederherstellungskunst, Wagstücken auf Leben und Tod schon hängen seben. — Er ging, von dem lebhaftesten, fast peinigenden Wunsche nach Erlangung des Geheimnisses erfüllt.

28.

Während der Vater von solchem technischen Verlangen nach einem Arkanum erfüllt war, fand sich seine älteste Tochter von einem sphynrischen Räthsel anderer Art beunruhigt.

Sie lief ein Dutzendmal ans Fenster, sah die Straße abwärts und strengte ihre Sehkraft an, so oft ein Paar männliche Gestalten sich herauf bewegten.

Wie weit trägt nicht das Auge in solchen Jahren, wenn ein reges Interesse zielend dahinter steht? So kurzsichtig Neigung und Leidenschaft innerlich seyn mögen, äusserlich haben

sie einen Adlerblick, ja sie wittern das noch auf-
ser dem Gesichtskreise Liegende.

Aber dießmal war Nataliens Harren fruchtlos. Sie sezte sich endlich mit dem Strick-strumpf ans Fenster und ließ manchen Seufzer und manche Masche fallen, bis sie von der Mutter gerufen wurde, um ihr in der Küche behülflich zu seyn.

Das war ihr recht; so verging doch die Zeit, die Niemand länger wird, als einem in Ungewißheit Wartenden.

Nicht lange jedoch, so schoß die jüngste Schwester heraus und hinterbrachte in großer Hast, zwei Fremde seyen eingetreten, die nach dem Vater fragen. Sie beschauen die Bilder.

Natalie wurde wie eine glühende Kohle; sie mußte, weil die Mutter nicht abkommen konnte, die Fremden empfangen. Im Kampfe der Gefühle, der Neigung und des Widerstrebens, umfing ein Nebel ihr Auge; sie ertheilte

ihren Willkommen einem Paar unbeſtimmter Geſtalten, und wären dieſe mit einem Kabinetſtück, etwa einem dahängenden niedlichen „Sachtleben", auf und davon gerannt, ſie hätte der Polizei nur ſehr dürftige Perſonal-Beſchreibungen liefern können.

Doch das gab ſich im Verlaufe der Minuten. Sie bat die Herren, ſich beliebig unter den Gemälden umzuſehen, bis man den Vater vom Archiv holen laſſe. Das Letztere wurde verbeten, dagegen von ihnen der Wunſch geäußert, nach Tiſch wieder kommen zu dürfen.

Sie waren jedoch keineswegs gemeint, ſich ſogleich zu entfernen; ſie muſterten vielmehr die ganze Sammlung, und, wenn es von ihr unbemerkt geſchehen konnte, auch die Cuſtodin.

Dieſe ſammelte ſich immer mehr; das Blut vertheilte ſich allmählich vom Kopf und Herzen wieder in regelmäßigerm Laufe durch den Körper; Blick und Athem wurden freier.

Daß sie das Maskenpaar von gestern vor sich habe, das war wohl keinem Zweifel unterworfen; — aber welcher von Beiden ihr Gegenmann gewesen, das war nicht alsobald zu entscheiden; und doch, je öfter ihr Auge die beiden Kunstfreunde bestreifte, jemehr sie ihre Gestalten unterscheiden lernte, desto weniger war ihr gleichgültig, welcher es gewesen, ja noch mehr, welche Gestalt dem Vermuthlichen, einem gewissen Erwarteten, angehöre, den sie hinter dem noch zu enthüllenden Incognito zu finden glaubte.

Dieses Letztere durch eine Frage nach dem Namen etwa zu lösen, konnte sie nicht über sich gewinnen.

Die Fremden waren so ziemlich von derselben, von mittlerer Größe, anständig gekleidet, der Eine schwarz, der Andere dunkelbraun. Jener hatte ein etwas leidendes, duldendes Aussehen, wie von früher ausgestandenen Krankheiten oder von fortwährender Ueberwindung

körperlicher Anliegen; dieser, der sich durch ein kaum merkliches Zurücktreten als des Andern Begleiter darstellte, sah im Gegensatze kerngesund aus.

Senkte sich das Auge des Dulders zuweilen wie eines, dem die Geberde des Betens habituell geworden, so konnte Natalie nicht anders, als darin zugleich einen Zug des gewohnten Berufs wahrnehmen und sich sagen, daß sie den Sohn des Professors, den Herrn Sebaldus Recker vor sich habe.

Sein Anschauen frappirte sie aufs höchste, erfüllte sie mit der Wehmuth einer verlorenen Lebenshoffnung. — Warum — seufzte sie im Stillen — hat doch sein Vater so gar keinen Wink fallen lassen, wie es mit dem guten Sohn ist? Doch! — wandte sie sich selbst ein — wie hart müßte dieß ihn ankommen! Ueberseben ja Aeltern aus zu großer Nachsicht an den Kindern auffallende sittliche Fehler, werden oft ein unleidliches Benehmen, abgeschmackte Eigenhei-

ten derselben gewohnt, warum nicht auch unverschuldete körperliche Gebrechen?

Der bleiche junge Mann war nämlich ein wenig, doch für ein weibliches Auge merklich genug, ausgewachsen; er hatte eine zu hohe Schulter.

Sie versenkte sich in dieses so unerwartet sie Betrübende. — Freilich bildet die Poesie der Zukunft lieber ins Schönere, und die Einbildungskraft schaltet nach liberaleren Gesetzen, als die bedingte Wirklichkeit.

Verargen wir es einem unschuldigen weiblichen Herzen nicht, wenn es sich durch die Auflage gedrückt fühlt, einen neuen Lebensabschnitt, den Millionen Mitschwestern mit den schönsten Blüthen der Phantasie ausschmücken, mit einem großen Opfer, dem Verzicht auf den Anblick eines gesunden, wohlgestalteten Bräutigams, antreten — mit dem Gedanken sich vertraut machen zu müssen: Du sollst an der Hand ei-

nes personifizirten äußerlichen Gebrechens durchs lange Leben wandeln!

Da gereicht denn auch der Gedanke nicht zu hinreichenden Trost, daß in einer solchen gebrechlichen Hülle nicht selten eine schöne Seele wohne; während andererseits eben jene Millionen Mitschwestern keinen Anstand nehmen, mit eingefleischten Sündern aller Grade und Arten sich auf ewig zu verbinden.

Die Fremden schienen sich heute mit der Haustochter im wohlbildend netten Alltagskleide so gerne zu unterhalten, als gestern Abend mit dem geschmückten Ball-Fräulein. — Der Stoff lag nahe; — eine Bildersammlung ist die mannichfaltigste, ergiebigste Gegenwart, ein ruhiger Wechsel, eine reizende Auswahl von Scenen der verschiedensten Art, eine Antheil fordernde, Urtheil weckende Reihe von Erscheinungen der Natur und Kunst.

Es bedurfte nicht des gewöhnlichen erzwungenen Suchens und Aufschürfens einer Ge-

sprächsmaterie, keiner abgedroschenen Einleitung durch meteorologische Gemeinplätze, keines Herumquälens in conventionell-eleganter Statistik der Orts-Merkwürdigkeiten; es brauchte keine Galanterien-Jagd, kein Complimenten-Haschen.

Das Gespräch, das bei Unbekannten, die von Herzen gern Bekannte werden möchten, den Menschen dem Menschen offenbaren, ein Wesen dem andern aufdecken soll, sucht neben dem Gegenstande noch ein ungezwungen, hülfreich fortleitendes Vehikel. — Die mit Schildereien behangenen Wände gaben beides.

Die Ankömmlinge waren gebildet und sinnig genug, um Interesse auch an bildender Kunst zu finden. Natalie ihrerseits war in ihres Vaters Sammlung ziemlich zu Hause, denn der Erwerb jedes einzelnen Stücks hatte seine Geschichte gehabt und des Redens und Mittheilens genug herbeigeführt. Sie fand sich durch das Bewußtseyn gekitzelt, einigermaßen

von dem Werden und Bestande der Bildersamm-
lung Rechenschaft geben zu können.

Die Fremden waren aber, wie ihr bald be-
merklich wurde, zweierlei Naturen. Der Blei-
che schien, wie er selbst an Farbe darbte, auch
in der Malerei das Colorit, den Schmelz, das
Helldunkel, den Zauber der Beleuchtung wenig
zu achten; er wollte eine würdige Intention,
eine durchdachte Erfindung, ein sittliches Mo-
tiv; und dieses Suchen nach Erhebung durch
einen wo möglich großartigen, ungemeinen Ge-
danken, einen hohen Begriff hing wahrscheinlich
mit seinem leidenden Zustande zusammen, den
Dergleichen für einen Moment beschwichtigen
oder ihn vergessen lassen konnte.

Es entspann sich ein kleiner Kunststreit
über ein allegorisches Stück, dessen sinnreiche
Symbolik der junge Mann lobte, worüber dann
Natalie äusserte, daß ihr Vater sich aus die-
sem nicht eben gut gemalten Bilde nicht viel
mache und es zu vertauschen trachte.

Mit einem etwas ſpöttiſchen Blick auf ein Thierſtück fragte der Fremde, ob denn dieſes Viehweſen etwa beſſer ſeyn ſolle, als jener ſchöne Gedanke?

„Allerdings!“ — erwiederte Natalie gereizt. Ihr Vater habe ſchon oft geſagt, einen wahren Gedanken könne man nur Einmal denken, ein wahres Leben aber immer wieder anſchauen und ſchön finden.

Ihr Gegner wollte ſich nicht gefangen geben und berief ſich auf die Pflicht des Künſtlers, unſere Seele zu erheben. — Natalie, welcher im Streit mit einem gebildeten jungen Manne manches gegenwärtig wurde, was ſie früher gehört oder ſelbſt gedacht, ſagte, dazu brauche ſich der Maler nicht zu bemühen, das könne ein Zeichner, ein Redner, ein Buch ebenſo gut, oft noch beſſer.

Von dem Beſchauen einiger Landſchaften mit Wald- und Felſenpartieen, Waſſerſtürzen ꝛc.

kam das Gespräch mit dem bleichen Manne, dem der rothe schweigend zuhörte, auf's Reisen und auf kleine Ausflüge, welche Natalie mit dem Vater und Robert in das nahe Gebirge gemacht.

Sie rühmte die vielen interessanten, oft wild-romantischen Gegenden und den schönen Menschenschlag, der einige Thäler desselben bewohne. Sie wußte manche dem Fremden erwünschte Aufschlüsse über Land und Leute zu geben.

Als sie aber im Verlauf der Schilderung fallen ließ, daß manche Standpunkte eine wie von der Kunst componirte Ansicht gewähren, welche ein Maler nur ohne weiters copiren dürfte, so wandte der kritische Fremde schnell ein: „Ei das ist ja recht schön von der Natur, daß sie es zuweilen dahinbringt, pittoresk zu seyn und es der Kunst zu Danke zu machen, wo sich dann die vornehme Dame herablassen

kann, das oft wilde, unartige Kind in die Arme zu nehmen."

Natalie wurde über die satyrische Bemerkung blutroth. Sie wußte im Eifer nichts vorzubringen, als: die Natur sey nicht immer schön, geschweige malerisch; sie biete leicht ihr Zuviel oder Zuwenig dar; es sey, habe ihr Vater oft bei Gelegenheit, auf Spaziergängen gesagt, ein glücklicher Zufall, wenn die Natur so sich darstelle, daß der Künstler sie geradezu copiren dürfe.

„Sie berufen sich, holdes Kind!" — entgegnete der Bleiche, die Befangene noch weiter schraubend, — „immer auf die Autorität Ihres Vaters; sagen Sie uns, was Sie selbst für eine Ansicht haben; Ihren Gründen wollen wir uns schon gefangen geben. Wir mögen unserm Gegner gern ins Auge sehen."

Natalie war betroffen. „Ist doch" — sagte sie bei sich selbst — „in allen von der

Natur ſtiefmütterlich behandelten Menſchen, und wenn ſie die Beſten ſind, ein Hang zum Widerſpruch, zum Verneinen, und ſie laſſen es die geſunde Welt empfinden, daß ſie zuweilen mit dem Geſchicke zürnen. Die Armen! — daß ſie Freuden verkümmern müſſen, um ihre Anliegen zu beſchwichtigen und ſich leidlich zu fühlen!" —

Sie wußte nichts zu erwiedern und ſah ſich verlegen nach dem Begleiter um, gleichſam an ſeinen Beiſtand appellirend.

„Ich muß" — nahm dieſer beſonnen das Wort — „unſere liebwerthe Kunſtkennerin in Schutz nehmen. Die Natur ſcheint nicht eigentlich das Schöne, ſondern nur das Zweckmäßige ſchaffen zu wollen. Sie geſtaltet mit der gleichen Bildungsluſt wohlgefällige Formen und Ungethüme, den flachligten Rochen wie den Delphin, des Hammers gräuliche Ungeſtalt wie die ſchlanke Goldforelle, das höckerichte

Trompelthier wie das arabiſche Pferd, unheimliche Giftpflanzen wie Roſen und Lilien.“

„Der Reiz der Schönheit iſt in gewiſſer Hinſicht eine zufällige Mitgift, ein glückliches Spiel der Kräfte.“ —

„Ei, ei, Freundchen!“ — fiel ihm der Andere ins Wort — „durch ſolche Wageſätze verderben Sie es mit allen hübſchen Kindern; denn welche von Eva's Töchtern möchte ihre Wohlgeſtalt einer zufälligen Laune der Natur danken, ihren reizenden Körper eine glücklich zuſammengewürfelte Form nennen laſſen?“

„Wollen wir etwa die gefällige Haustochter hören, ob ſie ſich noch niemals davon Rechenſchaft abgelegt, warum und aus welcher Macht ein ſchönes Kind ſchön ſey?“

Natalie hatte faſt mehr auf den Ton der Sprechenden, als auf den Inhalt ihrer Reden gehorcht. Wohl war es derſelbe reinere Dialekt, den ſie von den geſtrigen Masken ver-

nommen, nur hatte er durch die Visire mehr hohl geklungen. Dabei aber wußte sie ihren Mann von gestern noch nicht herauszufinden. Erscheint uns ja alles Fremdartige gleichen Stammes und Gepräges zuerst in täuschender Aehnlichkeit; wir wollen nur an ungarische und kalmuckische Nationalgesichter erinnern; der Katzenköpfe und anderer Thier-Physiognomien zu geschweigen.

Der Gefährte konnte von jeher nicht recht leiden, wenn natürlich erscheinende Mädchen zum Theoretisiren herausgefordert wurden. Er nahm daher für Natalien das Wort.

„Wenn wir uns," — äußerte er, — „auf einen höhern Standpunkt stellen, so ist alles Schöne der Natur in ihren Gebilden ein Ausfluß ihres innern schönen Lebens. Dieß steigert sich mit der Würde der Gestalten so, daß in den höhern Reihen der Geschöpfe die Schönheit des Baues das sichtbare Erscheinen ihrer Vorzüglichkeit ist."

„Bei dem Menschen aber wird regelmäßige

Form erſt durch ein inneres ſchönes Leben zur eigentlichen Wohlgeſtalt, zu dem, was uns Hinneigung, Liebe abgewinnt."

„Bei einer ſchönen Kreatur" — fuhr der Gefährte mit ſteigender Wärme des Tones fort, — „denke ich an den Weltgeiſt, der ſich in Aufſtellung dieſer reizenden Form gefiel, der das Zweckmäßige, das natürlich Nothwendige in behaglich ſchaffender, gleichſam überfließender Kraft auch noch mit Zier auszuſtatten beliebte; bei'm Anblick menſchlicher Wohlgeſtalt, — wie wunderlich iſt unſer Sinn! — halten wir unſer Gefühl zurück, weil eine höhere Forderung den Vortritt gewinnt."

„Wir fragen, ob in dieſer ſchönen Hülle ein dem unſrigen antwortendes Gemüth wohne. Ein Zweifel erkältet uns, macht uns gleichgültig, ja er treibt es unter gewiſſen Umſtänden bis zur Abneigung."

„Aber, wenn es uns vergönnt iſt, nahe zu treten, die Lebensäuſſerungen des wohlgeſtalteten Weſens zu ſchauen, deſſen Gemüthlich-

keit, seine Seelenheiterkeit und Sinnesreinheit zu empfinden, — wenn wir das Glück haben, in seinen Lebenskreis, in die Sphäre seines Antheils, seines Wohlwollens aufgenommen zu werden, seiner hellen Geistesthätigkeit mit verwandten Ansichten und Interessen zu folgen, seine naiven Blicke in die Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit der Welt zu beobachten, dann — o dann erst erhält die wohlgestaltete Hülle ihre Fülle, ihren eigentlichen Werth."

„Es ist dann nicht mehr von schönen Formen die Rede, gleichsam einer zufällig harmonischen Oberfläche, — es ist die innerlich in dem Geheimniß des Organismus webende, bildende, jede körperliche Regung ordnend durchdringende schöne Seele, es ist das glückliche, selige Daseyn, die Unschuld des leiblich-geistigen Wirkens, die schmerzenreich-liebliche Aufgabe, das Räthsel des Daseyns zu lösen, ein Gott wohlgefälliges, Liebe gebendes und nehmendes Wesen darzustellen."

„O Gott! wo finde ich ein Ende? — es ist das Himmlische auf Erden, es ist ein Geschöpf, dem der alliebende Schöpfer aus klaren Augen sieht und uns huldvoll anlächelt, bis wir in Rührung —"

„Halt, halt! Freund!" — rief, den Gefährten unterbrechend, der Blasse; — „Sie deklamiren sich ganz in den Affekt hinein! Ist's doch, als dächten Sie an eine bestimmte holde Erscheinung."

Wirklich war der Sprachton des Andern gleichsam in Gefühl getaucht; ein Paar Thränen glänzten in seinen Augen.

Natalie, die still und ohne äussere Bewegung diesem geistigen Erguſſe gehorcht hatte, wandte sich mit ihrem Angesicht von dem Sprechenden ab. Es bleibt zweifelhaft, ob dies geschah, weil das fast leidenschaftlich Vorgebrachte neben seiner allgemeinen Bedeutung unverkennbar auch einen bestimmten, auf Näheres zu deutenden Sinn hatte, dem ihr jungfräulich schüchterner Blick nicht Stand halten

wollte, oder ob sie, tiefer ergriffen, vielleicht ihre innere Bewegung zu verbergen suchte.

Die Stimme des Sprechenden hatte ihren Zweifel über die Person wieder auf's Neue geweckt. Sie meinte nun zu hören, was sie wünschte, daß Dieser ihr Mann von gestern seyn könnte.

Andererseits aber dachte sie wieder, ob diese gefühlte Rede ihm nicht eben durch eine Anwandlung von Eigenliebe eingegeben worden, und er vielleicht einen Versuch machen wolle, dem Freunde bei ihr einen Streich zu spielen, wie das die Männer in solchen Fällen sich wohl erlauben.

Ach! — dachte sie; — so gut und verständig Du bleicher Herr Sebaldus Recker bei näherer Bekanntschaft auch seyn magst, dennoch wird es Dir Dein Gefährte bei uns Mädchen meistens abgewinnen.

Nicht ohne einige Wehmuth bemerkte sie, wie Letzterer sich im Bewußtseyn der einigermaßen

verletzten Freundschaft wieder bescheiden um einen Schritt zurückzog.

Warum doch — seufzte sie innerlich, — sollst Du, mir so nach dem Herzen sprechender Mann, diesem nicht auch so nahe stehen dürfen, als der Andere?

Etwas Beschränkendes glaubte der Bleiche gegen seinen Freund vorbringen zu müssen, welchem wir aber eine allgemeine Bemerkung vorausschicken wollen.

Wie der Mensch von intellektuellen Gaben, den sittlichen Schönheiten und körperlichen Vorzügen, die ihm nicht gegeben sind, gern sein Auge hinwegwendet, und, um nicht in eigenen oder fremden Augen seine Geltung zu verlieren, jenen Gütern den Werth schmälern oder absprechen möchte, wenn er nicht unter den Menschen zu sehr anerkannt wäre, so wird man einen Mißwachsenen nicht so recht von Herzen über Wohlgestalt und Schönheit reden hören.

Dennoch gibt es auch hier wieder Ausnahmen. Man trifft Menschen an, die einen lei-

denschaftlichen Dilettantismus zu Dingen hegen, deren eigentlicher Genuß ihnen von der Natur durchaus versagt ist.

So kannte ich einen gebrechlichen Jüngling, der eine ungemeine Freude an militärischen Uebungen, am ganzen Soldatenwesen hatte, der den ganzen Bestand der Armee genau kannte, ja von dem Bewaffnungszustande aller Continental-Mächte stets Notiz nahm; — einen Andern, der in die Pferde verliebt war, und den ganzen königlichen Marstall, die Lebensläufe aller edeln Race-Pferde kannte, obwohl er an Krücken ging, und gar nicht centauren-artig aussah.

Unser Bleicher hätte vielleicht vermieden, von der Schönheit der Antiken zu sprechen, wäre er nicht im Besitze wohlgeformter Arme, einer schönen Hand und eines zierlichen Fußes gewesen.

„Bei den alten Bildwerken," — brachte er vor, — „ist doch die über die ganze Hülle ausgegossene Schönheit, was uns sogleich für sich

gewinnt. Hier ſpricht's ſich von keiner nähern Bekanntſchaft mit dem Urbilde, mit der Seele der Götter und Helden, Halbgötter und Halbgöttinnen; es iſt die Verherrlichung, Vergeiſtigung, Vergöttlichung des Leibes, die uns anregt, in Erſtaunen ſetzt, erhebt."

„Warum ſollte uns eine ſchöne lebende Menſchenform nicht auch eben ſo im erſten Augenblicke künſtleriſch anſprechen können?"

„Eben weil ſie lebt!" — erwiederte nach kurzem Beſinnen der Gefährte. — „In der Marmorſtatue webt das ſchöne Leben in der ganzen Geſtalt; der geiſtige Ausdruck des Geſichts harmonirt mit dieſer, er iſt aber weniger individuell als ſymboliſch und idealiſch."

„Der lebende Menſch iſt aber kein Ideal, keine verſteinerte Normal-Schönheit, wir ſchauen ihn nicht mit plaſtiſchem Auge, ſondern vielmehr mit dem Gemüthsblicke. Wir ſuchen keine tadelloſe Regelmäßigkeit, keine Elektoralform, ſondern eine ſchöne, menſchliche Perſönlichkeit, eine reizende Individualität."

„Die durch unser climatisches Costüm verhüllte Wohlgestalt ist nur der Träger der eigentlichen Schönheit, der größten in leibhafter Wirklichkeit, im Leben selbst, derjenigen, die aus dem liebevollen Angesicht, der wunderbaren Lichtwelt der Augen strahlt."

„Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß, jemehr ein Menschenwesen in der lebendigen Erfüllung seines Daseyns unserm Gemüthsblick erkennbar wird, wir desto mehr durch seine Wohlgestalt hindurch in seine Seele, in die Harmonie seines innern Wesens hineinschauen, daß unser Wohlgefallen ein reines, frommes, seliges Gefühl, ein Dankgebet zum Schöpfer eines so herrlichen menschlichen Wohlklanges wird."

Natalie wußte den Ton allgemeiner, reflectirender Rede wohl zu unterscheiden von demjenigen beziehungsvollen, mit welchem der junge Mann Gegenwärtiges vorgebracht. — Wer so sinnig menschliche, sie sagte sich, weib-

liche Vorzüge zu würdigen wüßte, der wurde nicht mehr mit gewöhnlichen Augen angesehen.

Die Kunstfreunde schienen einiges Behagen zu fühlen, diesen kritischen Punkt vor einer schamhaften Jungfrau auf eine Weise besprochen zu haben, die ihr Zartgefühl keiner Verlegenheit aussetzte.

Gerne mögen junge Männer die Gränzen des Anständigen mit sicherm Schritte betreten, und wenn sie hiebei die Dezenz nicht beleidigen, so weiß das ein weiblicher Sinn wohl zu schätzen. Wenn aber einerseits die Lage eines Mädchens, und wäre sie auch die Tochter eines Kunstenthusiasten, die peinlichste ist, wo Besorgniß einer Anstößigkeit die Unterhaltung quälend begleitet, so wirkt anderseits auf ein weibliches Wesen, das volle Lebensansprüche macht, erkältend, wenn Männer, denen man Gefühl für dessen Reize zutrauen sollte, in Gegenwart desselben das Verhältniß der beiden Geschlechter so ganz und gar nicht berühren,

als hätten sie — eine geschlechtslose Arbeitsbiene vor sich.

Das Zuviel und Zuwenig ist in solchen Fällen fast gleich unerlaubt.

„Es gibt aber doch," — äußerte Natalie, nicht ohne einiges Erröthen über ihre Dreinsprache, — „bei beiden Geschlechtern allgemein anerkannt schöne Gestalten, in denen eine nichts weniger als schöne Seele wohnt; so wie es unschöne Personen gibt, denen Liebe und Güte aus den Augen leuchten."

„Das ist nicht gegen mich, liebes Kind!" — sagte der rothe Gast; — „Allerdings macht unsere, ich will es gemüthliche Geschmacks-Hypothese nennen, die da gern hätte, daß äußerer Wohlgestalt auch immer innere Schönheit entspräche, oft sehr unangenehme Erfahrungen."

„Darum sage ich eben, daß wir durch die Seelenschönheit erst zum rechten Glauben an die Körperschönheit gelangen. Ich habe schon

oft bemerkt, daß diese Letztere, namentlich wie sie aus den Zügen des Angesichts uns anleuchten soll, durch einen eigensinnigen, eiteln, hämischen, stolzen Charakter ganz und gar verwischt wird."

„Ich bin überzeugt, daß einem Manne, der von einem solchen widrigen Gemüth zu leiden hat, die oberflächlich regelmäßige Hülle durch den Mangel höherer Zier oft recht häßlich verzerrt erscheinen muß."

„Darum haben," — fügte der Bleiche nicht ohne Accent bei, — „die sogenannten schönen Frauen ihren Gatten gegenüber nur um so genauer auf ihren Charakter, ihre Gemüthsäusserungen, ihre launenhaften Anwandlungen zu merken."

„Freund!" — sagte der Gefährte, — „lassen Sie uns nicht vergessen, daß gerade die schönen Frauen, deren Jugendleben grossentheils eine Cultivirung der Schönheit war, in

gewiſſen Jahren reinmenſchlich und nothwendig reizbarer, launenhafter werden, als die übrigen bloß paſſablen Frauen. An die Jungfrau fordern wir wohl mit Fug ein frohes, liebevolles Gemüth; die Gattin, die Mutter, die Herrin wird verwundbar durch ihre Verhältniſſe und Pflichten, und unabwendbar dahin gebracht, verſchiedenen Menſchen und Vorkommenheiten auch ein verſchiedenes Geſicht zuzukehren."

„Ich habe mir in Vorausſicht ſolcher Begegniſſe vorgenommen, meiner künftigen Gattin, wenn ich je eine zu erhalten das Glück habe, nicht immer und in jeder Stunde zu begegnen, oder wenigſtens ein Auge zuzudrücken, wenn ſie nicht roſenfarbener Laune iſt und ich gewiſſe Lineamente auf ihrem Antlitz ſehe, welche mich weder an Raphael's Madonnen, noch an Correggio's Huldgöttinnen erinnern." —

Natalie konnte ſich des Lächelns nicht enthalten und wurde dadurch gerade im Gegen-

ſatz gegen das Geſagte lieblicher anzuſchauen, als zuvor.

Die Kunſtgäſte beſahen nach dieſer Unterhaltung mit vermehrtem Intereſſe mehrere Portraits von frühern Meiſtern, darunter auch jugendliche und ältere weibliche.

„Habe ich doch," — äuſſerte der Blühende — „immer eine beſondere Neigung zu ſchönen oder intereſſanten Köpfen gehabt. In hiſtoriſchen Bildern, die ich gewiß doch ſtelle, iſt doch das menſchliche Angeſicht, das Individuelle, durch Kunſt veredelt, nicht ſo vorangeſtellt und in lebensgroße Nähe gerückt."

„Ich mag mir ein Weſen, das mir nahe geht, ſo gern recht gut gemalt denken. Die Maler ſchmeicheln! Sehr natürlich! Es iſt ſchon eine Schmeichelei, gemalt zu ſeyn. Hat nun der Maler die beſte Stellung, Wendung, Beleuchtung gewählt, den Moment des regen innern Lebens des Urbildes aufgefunden, abge-

wartet, ist er Meister des Colorits, des Hell-dunkels, weiß er die Hauptformen mit Zurückstellung der unschönen Details vortreten zu lassen, so schmeichelt er doppelt, dreifach ohne Sünde gegen Natur, Kunst und Wahrheit."

„Bei so vielerlei Bedingungen ist nun dasselbe Urbild immer wieder ein anderes im Spiegel der Kunst eines andern Malers. Wohl kann der Pinsel die Geheimnisse, die frische Klarheit des Inkarnats, das Feuerleben der Augen, die Unendlichkeit der Züge eines reizenden Angesichts nicht darstellen; denn statt des Lichts hat er nur schmutzige Erdfarben; aber die Kunst gibt doch wieder mehr, als die Natur, weil sie den von Tausenden nie in ihrem Leben beobachteten Moment, wo die Gemüthsstimmung, als innere Beleuchtung, dann die äussern pittoresken Verhältnisse sich zur künstlerischen Auffassung vereinigen, festhält."

„Auf einem Morgenspaziergang ist mir neulich gekommen, eine thaubeglänzte Distel anzu-

reden: „Dich kann kein Pinsel malen; aber welches sinnige Auge betrachtet Dich während Deines kurzen Lebens? Wenn Dich ein „van Huysum" malt, so sind in dir alle Disteln der Welt geadelt. Die Kunst sucht anzudeuten, in welchen Momenten die Natur am schönsten, am schaubarsten, erkennbarsten, leuchtendsten ist; sie lehrt das Menschenauge, wann? wo? wie? es schauen soll."

Natalie hielt dem Sprechenden seine Redseligkeit zu gut; war doch fast Alles in Beziehung auch auf's Leben vorgebracht, Manches vielleicht durch ihre Gegenwart veranlaßt worden, — wie denn junge Männer in solchen Fällen zur Darlegung ihres besten Wissens, zu manchen neuen Gedanken gereizt werden.

„Schon oft," — sagte sie lächelnd, — „habe ich gedacht, warum man denn so viel Wesens mit sogenannten schönen Gestalten beiderlei Geschlechts macht. Hat doch nicht leicht eine solche Berühmtheit ein überreiches Maß

von Schönheit erhalten; oft ist in einer ganzen Stadt keine einzige Person, die man recht sehr schön nennen könnte, an der nicht dem unbefangenen Blicke sogleich wesentliche Mängel anstoßen. Andererseits habe ich noch wenige Menschen gefunden, denen die gute Natur nicht irgend eine liebliche Form, einen anmuthigen Zug, einigen Reiz verliehen hätte."

„Ich mache mir eine eigene Unterhaltung daraus, wo ich gehe und stehe diese Anmuthigkeiten zu suchen; ich finde sie oft an unscheinbaren, gar nicht als reizend bekannten, ja an sogar sonst häßlichen Menschen. Ich denke mir zu einem solchen Zuge das übrige Passende hinzu, oder jenen von einem Maler recht herausgehoben, und dergleichen unbeachtete Menschen werden mir in der Einbildungskraft immer hübscher. Wenn sie es oft wüßten, sie würden mir danken."

Der Bleiche, seiner schönen Extremitäten und regelmäßigen Züge eingedenk, nickte bei-

fällig. „Da üben Sie," — ſagte er, — „ein ganz anderes Geſchäft, als wohl die meiſten Ihres Geſchlechts bei Begegnungen oder in Geſellſchaft zu thun pflegen."

„Ja wohl! ja wohl!" — rief mit Enthuſiasmus der Gefährte; — „das iſt ſehr ſchön, aber ungewöhnlich! Sie ſprachen mir aus der Seele! Zu dieſer Art der Wahrnehmung hat Sie gewiß der Umgang mit ſolchen Portraits geführt? denn eben die ächte Kunſt weiß dieſes Anmuthige an jedem Menſchen aufzufinden. So malten die frühern Meiſter, ohne, wie ſo viele der Neuern, durch ein gewiſſes Generaliſiren, rund und glänzend Malen zu ſchmeicheln."

Dieſe weibliche Gerechtigkeit hatte ihn, der ſelbſt für einen hübſchen Mann gelten konnte, obwohl er nichts weniger als eitel zu ſeyn ſchien, an der ebenfalls wohlgeſtalteten und zu

Anſprüchen berechtigten Jungfrau wonnig überraſcht.

„O theures, blühendes Kind!“ — rief er, unterbrach ſich aber dann ſelbſt, und bat um ihren Taufnamen.

„Sie wiſſen ihn nicht?“ — fragte ſie etwas betroffen. — Hatte nicht die geſtrige Maske die Anfangsbuchſtaben ihr in die Hand gezeichnet? — Sie nannte ihn.

„Natalie!“ — rief er mit ſteigendem Ton; — „ich möchte Sie gemalt ſehen! aber vom beſten Maler unſerer Zeit, wenn ſie je einen Kunſtverwandten Titians oder van Dyks hervorgebracht hat. — Woher doch dieſes Verlangen nach einem Abbilde, während das Original ja leibhaft vor uns ſteht? Könnte ich denn an dem ſtummen Tableau, und wenn es das kunſtreichſte, herrlichſte wäre, mehr ſchauen, von ihm mehr erfahren, als von dem holden Urbilde? — So ſind wir Kunſtenthuſiaſten! —

Doch ja! ich möchte Sie eben in den großen Kunstsaal, in die ewigen Bilderhallen aufgenommen sehen!"

„Ach lieber Himmel!" — fiel Natalie, über sich selbst spöttelnd, ein; — „was ist an einem gemalten Fräpchen mehr oder weniger gelegen? — Manchmal hab' ich wohl auch schon daran gedacht, und das ist wohl eine verzeihliche Eitelkeitssünde. Man wird älter und älter und am Ende vielleicht ein wenig häßlich." —

„Natalie!" — rief der Gefährte bewegt, — „Sie bleiben ewig jugendlich und holdselig!"

Sie hatte, während sie gesprochen, die Hände in einer etwas lebhaften Gestikulation ausgestreckt. Unwillkührlich berührten die seinigen diese auf ihrem Weg und wollten sie nicht mehr loslassen.

Zwei Despoten verhinderten seine aufwallende Neigung zu der blühenden Haustochter,

noch einen Schritt weiter zu wagen: der Anſtand und die Gegenwart des Freundes.

„Natalie!“ — fuhr er fort; — „Sie werden in Ihren künftigen Pflichten die Würde des Menſchenberufs erkennen; Sie werden eine glückliche Gattin und Mutter werden; es werden neue Schönheiten an Ihnen erblühen, die Zierden der reifern Jahre. Die Jungfrau wird Madonna, und wären Sie gemalt, ſo würde der glückliche Gatte und Vater Sie mit Zufriedenheit einſt an dieſes Bild führen, und ſelbſt der ſpäten Matrone würde deſſen Anblick keinen Seufzer über längſt verfloſſene ſchönere Zeiten, ſondern ein freundliches Lächeln, einen dankbar frommen Blick zum Himmel entlocken.“

Er drückte ihre Hände mit Inbrunſt in den ſeinigen zuſammen und führte ſie an ſeine Bruſt. — Aber nun mußte er ſich wegwenden, wenn ſie nicht überſtrömende Rührung in ſeinen Augen leſen wollte.

Natalie war überraſcht, beſtürzt, entzückt und doch wehmüthig ergriffen.

Der Freund hatte während dieſer vielleicht nicht in der Rolle des Gefährten ſtehenden, ſondern von ihm aus zuſtrömendem Gefühl und kühner Liebhaberei extemporirten Herzensergießung — einige Bilder betrachtet.

Er zog endlich eine moderne goldne Repetiruhr hervor und drückte ans Schlagwerk.

Natalie ſtand ſprachlos. Kaum brachte ſie hervor, daß der Vater nun bald vom Archiv nach Hauſe komme.

Das eben ſchienen die Fremden nicht abwarten zu wollen, — vielleicht um die Hausordnung nicht zu ſtören, wie ſie angaben, oder wohl noch eher, um zum Wiederkommen Veranlaſſung zu haben, wozu ſie ſich Erlaubniß ausbaten.

Sie empfahlen ſich ſchnell.

Natalie hatte Mühe, in ihrem verwirrten Köpfchen sich zu sammeln. Sie setzte sich auf den Sopha, blickte an allen Wänden herum, und an die Bilder hin, als hingen die Blicke der Kunstfreunde noch an denselben.

29.

Wir wollen einer Eigenheit Natalie's Erwähnung thun, die ſie von ihren Mitſchweſtern, denen man zungenfertige Redſeligkeit vorwirft, einigermaßen unterſchied.

Sie hatte von den Begegniſſen der Redoute den Aeltern und Geſchwiſtern erzählt, dabei aber der beiden geheimnißvollen Masken auch nicht mit einem flüchtigen Wörtchen gedacht. Sie war in der Mittagsſtunde um die Ihrigen, ſprach von dem Beſuche der beiden Fremden, hielt aber ihre Vermuthung über deren Perſönlichkeit zurück. Es war ihr ſchon, wie man ſagt, über's Sprechen. Sie wollte ſtill und geduldig erwarten, wie ſich dieſes Incognito löſen werde.

Natalie war in gewöhnlichen Dingen sehr offenherzig; sie mußte immer die Wahrheit sagen, weil ihr gerader Sinn auf das Natürliche gestellt, weil es ihr darum zu thun war, daß die Welt das Rechte wisse, und daß es überall möglichst aufrichtig hergehe.

Sie trieb diese Wahrheitsliebe zuweilen auf einen Grad des Freimuths, der an Unklugheit streifte, wenigstens sich keineswegs in den Grenzen der gewöhnlichen Mädchen-Schlauheit hielt.

Aber in gewissen besondern Fällen war sie verschwiegen, verschlossen, stumm. Sie hatte eine Vorahnung, wo sie sich um ihr Gefühl sprechen, ihr Glück durch Beschreien verscherzen könnte. — Sie mochte vor Gleichgültigen nicht vom Kleinsten ihrer Anliegen reden, gegen Kalte sich nicht mittheilen, ja sie hielt oft vor ihren Vertrautesten, vor geliebten Angehörigen ihre innigsten Freuden, ihre tiefen Anfechtungen verborgen, wenn sie merkte, daß diese im Augenblick an andere Dinge dachten, und sie sich kei-

nes regen Mitgefühls, keiner solchen Theilnahme versichert halten konnte, wie sie stark und unwillkührlich aus dem verwandten Herzen dem unsrigen entgegenströmt.

Sie unterstand sich nicht, ein Verhülltes in ihrem Leben, ein noch unentwickeltes Verhältniß zu besprechen. Sie glaubte die geheim und leise an ihrem Schicksal webenden Geister zu stören. Oft enthielt sie sich selbst, an gewisse Möglichkeiten auch nur zu denken, oder sie in ihrer Phantasie auszubilden. Ohne Trübseligkeit schwärmte sie doch fast nie in golden ausgeträumten, noch unentschiedenen Dingen; sie wandte ihr Auge fast immer von der verhüllten Zukunft ab, und sagte: „Darum ist sie verhüllt, daß wir nicht darüber grübeln sollen!"

So trug sie Manches und fast immer irgend Etwas verschlossen in ihrer Brust, was andern Mädchen ihres Alters, wenn sie damit hätten zurückhalten sollen, wie man zu sagen pflegt, das Herz abgedrückt haben würde.

Sie erschien sich durch solche Selbstüberwindung, durch dieses Schweigen in einem etwas höhern Lichte; sie bedurfte dieses Bewußtseyns, um den Erfolg einer ungewissen Entwicklung, er mochte günstig oder ungünstig ausfallen, leichter zu tragen. — Es war ein demüthiger Hochsinn, in welchem sie sich gleichsam als Priesterin gewisser geheimer Heiligthümer erschien, und mit einem frommen Lächeln auf die Menschen um sie her, wie auf Laien, sah, die von ihrem strengen Dienste keine Ahnung hatten.

Obwohl sie durch die Freude an ihrer Seelenstärke bei dieser Selbstbeherrschung unterstützt wurde, so wollen wir sie doch nicht gerade der Eitelkeit beschuldigen. Kann doch der Mensch noch größere Tugenden, als Nataliens Schweigsamkeit war, nicht ohne Beigabe von Selbstzufriedenheit üben, und können wir uns ja selbst den Weltgeist nicht ohne Freude an seinem eigenen Schaffen denken.

Ihr Vater wollte, weil ihn der bevorstehende Besuch der jungen Fremden auffallen könnte, sogleich nach Tisch auf sein Archiv gehen, um ein dringendes Geschäft wegzuarbeiten. Er war schon unter der Thüre, als Palmieri mit dem alten Bilde raschen Schrittes gegen das Haus gegangen kam. — Es wurde im Gemäldezimmer ins rechte Licht gestellt; Blank durfte sich ihm aber nicht sogleich nähern. Palmieri übte nach seiner unruhigthätigen Weise eine gewisse Despotie über ihn und die ebenfalls eingetretenen Familienglieder aus.

Sämmtliche Beschauende erstaunten über die Farbenfrische des früher für verloren geachteten Gemäldes. Blank war aufs Höchste überrascht, und wurde nun erst recht von unwiderstehlichem Verlangen nach des Künstlers Arkanum befallen. Er lobte die Wiederherstellungskunst und konnte sich, als Palmieri wohlgefällig schwieg, nicht enthalten, ihm noch-

mals wegen Mittheilung des Geheimnisses anzugehen.

Dieser wollte aber nun nichts mehr von seinem Anerbieten wissen, that zerstreut, von Gedanken an seine nahe Abreise erfüllt, von eiligen Vorkehrungen gedrungen.

Blank besah das Bild noch einmal. Es kam ihm unbegreiflich vor, daß die hellglänzende Farbe mancher Stellen der Originalton seyn sollte. Er äußerte bescheiden fragend seine Zweifel. Palmieri fuhr ihn hitzig an, und that einen Schwur, daß nicht das Geringste daran retouchirt worden.

So oft Blank schon in Kunstsachen und noch mehr sonst im Leben sich über die Unzuverlässigkeit, die Lügenhaftigkeit der Menschen, wenn der Eigennutz mit im Spiel war, zu ärgern gehabt hatte, so widerstand doch seine eigene Wahrheitsliebe einem ausgesprochenen Schwur des Andern nicht leicht. Wenn er

auch in solchen Fällen nicht Alles für baare Münze nahm, so glaubte er doch in der Hauptsache und an einen erklecklichen Theil des Behaupteten.

Mutter und Kinder traten trotz der abwehrenden Geberde des Italieners näher an das Holzbild hin, beschauten es in allen Theilen und gaben einander verstohlene Blicke darüber. Jener, hatte sie scharf ins Auge gefaßt und schweigend gewähren lassen.

Das Bild hatte einen starken Firniß, und Blank meinte, wenn bedeutende Retouchirungen darauf wären, so hätte doch Palmieri nicht gewagt, das ganze Bild über die frische Farbe hin nach einigen Stunden ganz zu firnissen. —

Palmieri sagte endlich, als Blank nach seiner Schuldigkeit fragte, hingeworfen: „Es ist nicht der Rede werth! Ich gönne Ihnen den schönen Gewinn, den Sie mit dem köstli-

chen „Melzemuth“ machen werden. Hätte ich das Bild in Berlin, ich wollte fünfhundert Thaler dafür bekommen.“ — Blank lachte. — „Glauben Sie es nicht?“ — rief ungehalten der Italiener. — „Nicht fünfhundert! — tausend, sag' ich Ihnen, so wahr ich lebe!“ Blank glaubte weder an die Tausend, noch an die Fünfhundert; aber die Hälfte von Letztern konnte er doch nicht umhin, für einen wohl möglichen Erlös zu halten.

So erzwang der schlaue Italiener durch Nennung übermäßiger Summen doch eine Steigerung der Erwartungen des Kunstfreundes ziemlich weit über die Marktpreise der Wirklichkeit.

„Was geben Sie mir,“ — sagte Palmieri, die Hand schon an den Drücker des Thürschlosses gelegt — „wenn ich Ihnen mein Verfahren mittheile?“

Der Archivar gestand offen seinen Mangel an baaren Mitteln, und daß die Rücksicht auf

seine Familie jede hohe Ausgabe für Sachen einer bloßen Liebhaberei verbiete. Palmieri schlug ihm seinen Ausdruck „Liebhaberei" zurück, und nannte ihm ungeheure Summen, die er schon mit dem von ihm erfundenen Mittel verdient haben wollte. — Es war auch wohl Etwas an der Sache, doch hing das mit seinem Charakter und Wesen zusammen, und konnte sich nur durch immerwährende Reisen so gemacht haben.

Blank wollte, so nahe an seinem Glücke, wie es schien, aus ökonomischen Beweggründen erkältet, zurücktreten. Jener näherte sich wieder, wie ja Juden und Judenchristen einander in dergleichen Handelsfällen genau auf den Ton merken und die psychologische Wage gar oft die Preise macht. — Er erklärte, daß ihm ein vom Archivar in drei oder auch sechs Monaten zahlbarer Wechsel so gut als baar Geld sey. Er solle nur eine Summe nennen. Blank wurde ermuthigt, nannte den vierten Theil des

Anfangs Geforderten, und Palmieri warf in faſt verächtlichem Tone hin: „Schreiben Sie den Wechſel!“

Er zog einige Fläſchchen mit Geiſtern aus der Taſche und ließ ſich alte Leinwand geben. Er hatte auch ein Bruchſtück von einem alten Kirchenbilde mitgebracht. Es waren die von einer Votivtafel abgeſägten Stifter und deren Kinder, nach Abſtufung der Jahre vor Altar und Cruzifix knieend.

Eine braune Oelkruſte ſaß auf dem Bilde; Palmieri begann ſein Geſchäft mit den Flüſſigkeiten. Es gelang wieder zur Verwunderung Aller. Der Archivar mußte es auch verſuchen, und ſiehe da! auch Er beſiegte nach einigem Bemühen die hornartige Haut; das friſche Leben trat hervor, kleine Portraits beiderlei Geſchlechts, fromme Geſichtchen verſchiedenen Alters mit rothen Kreuzen auf den Köpfen waren recht lieblich zu ſchauen. Die Gegenwärtigen fanden ſich während des Erſtehens

dieſer kleinen Geſtalten wie in jene religiöſere Vorzeit ſanft hinübergetragen.

Blank ſchrieb den Wechſel. Palmieri gab ihm ein Recept, worauf die Spezies verzeichnet waren, und noch einige Lehren der techniſchen Vorſicht mit in den Kauf.

Er empfahl ſich ſchnell, — um ſich niemals wieder ſehen zu laſſen. —

Blank ſchätzte ſich glücklich, ſo wohlfeil zu dem unwiderſtehlichen Reſtaurationsmittel gekommen zu ſeyn. „Iſt's möglich," — rief er vor den Seinigen — „daß ich es wirklich beſitze? — Wie bald macht es ſich bezahlt! — Die verſalbteſten, undurchſichtigſten, ſchwärzeſten, zuweilen aber eben durch dieſe Kruſte vor manchen Unbilden der Zeit und der Menſchen bewahrten Bilder könnte dieſer Balſam wieder ins heitere Leben zurückbringen?"

Er hatte auf einmal einen Schwung über alle mühſeligen Gemälde-Reiniger bekommen,

und konnte, was vielleicht weit und breit kein Restaurator zu leisten wußte, mit leichter Mühe durchsetzen.

Erfüllt und beseligt von diesen Hoffnungen und Aussichten ging er in's Archiv; aber die Gemälde-Reformbill beschäftigte seine Phantasie mehr als billig und einem Archivar anstehend. Er machte mehrere Mißgriffe, so daß er sich mit gewaltsamem Ernste zusammennehmen mußte, um nur mit dem Dringendsten fertig zu werden.

Als er wieder zu Hause ankam, fiel Alles über ihn her. Das Kirchenbild war von ihnen näher besichtigt und voller Retouche und hineingemalter Stellen erfunden worden.

Nicht nur Robert, der kunstgewandteste, sah das, sondern auch die Uebrigen, den kleinen Wilhelm nicht ausgenommen. — Das verdroß nun den Vater aus mehr als einem Grunde. — War er denn vorher blind gewesen? Sollte die Begier nach dem Geheimniß

seinen Blick getrübt haben? Sollte er denn beim ersten, flüchtigen Schauen immer nur das Ganze fassen, und für die Einzelnheiten stumpf seyn? Wie oft konnte ihn dieß noch Lehrgeld kosten? —

Warum war er so leichtgläubig, und traute den Betheurungen des Italieners? mußte ihn sein Vertrauen auf Menschen wieder einmal hineinführen? —

Konnte der gewandte Künstler mit seinem Universalmittel und jahrelanger Uebung nicht mehr leisten, als daß er Stellen, die zuvor doch noch einen erkennbaren Charakter gehabt, mit seinen ätzenden Substanzen zerstörte, und dann in der Eile wieder überschmierte, damit nur das Auge sich nicht daran stoßen, sondern in flüchtiger Schau gutmüthig darüber wegschweifen sollte? —

Wo er hineindachte, fand er Stoff zum Aerger, über sich als Mensch, als Kunstliebhaber, über den schlauen und gewissenlosen Kunst-

verderber. — „Hat mir doch," — rief er im Unmuth aus, — „meine Ahnung sogleich gesagt, daß hinter diesen Zeitungs-Posaunen, die alle bestellt seyn konnten, hinter dieser Unsumme von Zeugnissen am Ende wohl nichts stecke, als Marktschreierei, Quacksalberei! — Vom Rechten wird in aller Welt kein so lautes Wesen gemacht!"

Seine Ungeduld ließ ihn nicht rasten; er wollte an dem noch ungereinigten Reste des Fragments seine neu erlernte Kunst versuchen. In einem Nu war dem ehrenfesten Rathsherrn aus dem sechzehnten Jahrhundert der Kopf weggeputzt; — die Farben blieben ihm am Lappen hängen.

Er fuhr eigensinnig fort zu scheuern, und es ging ihm nicht besser.

War es doch, als hätte der böse Zauberer durch seine Gegenwart die ätzende Gewalt der höllischen Substanzen bändigen können, und sie bei seiner Entfernung wieder losgelassen.

Blank war in Verzweiflung; — seine Gattin, in dergleichen Dingen viel besonnener, als er, besonders wenn er anfing, mißgestimmt zu werden, nahm ihm das Läppchen aus der Hand. — „Du bist viel zu hitzig, Alter!“ — sagte sie lächelnd; — „mit dieser Hast würdest Du Alles zu Grunde richten. Warte ruhigere Augenblicke ab, und gehe sachte zu Werke! Vielleicht gelingt es doch! Ich meine, ich wollte es besser können, als Du.“

Sie feuchtete das Läppchen an, wie sie es bei Palmieri beobachtet und — brachte alsbald einen Schleier der Rathsfrau, der seit der Reformations-Zeit mit gelbem Schmutz überzogen gewesen, zu der schönsten blaulichten Weiße.

Sie schmunzelte selbstgefällig dem bangen Gatten unter das Gesicht, und dieser holte wieder leichter Athem.

„Wenn Ihr Männer uns in's Wasch- und Fegehandwerk greifen wollt,“ — sagte sie —

„so müßt Ihr auch ruhigen Weibersinn dazu nehmen!“

„Du magst mehr recht haben, als Du selbst weißt!“ — erwiederte der Gatte. — Er dachte vielleicht an größere Restaurationen im historischen und landschaftlichen Fache, an die Tableaus der Zeit.

30.

Die Hauptstadt war an Gemälden der frühern Perioden arm. Man merkte wohl, daß sie in dieser Beziehung eine neue Stadt war. Für die lebenden Künstler geschah nicht wenig; Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Gartenkunst, Musik und darstellende Kunst beschäftigten viele Talente, hielten den Kunstsinn des Publikums wach, indem sie ihn vergnügten.

Nur die ältere Malerkunst, als leitende Schule der modernen, ging leer aus. Ihre Verehrer merkten es wohl an dem Geist der neuern Werke, die größtentheils Prospekte, Porträts und Genre-Stücke waren, und durch

ihre glänzenden, wenig gebrochenen Farben, während sie mit der buntesten Natur wetteifern wollten, die Palette verriethen, und den wärmern Kunst- und Naturfreund erkältend ansprachen.

So zeigte sich auch hier der Künstler als Sohn seiner Zeit, der das beste Alte, das Klassische in jedem Kunstzweige anerkannte, rühmte und es doch nicht nachzuschaffen versuchte; der, in Ahnung des Rechten theoretisch lebend, doch, sobald er selbst schaffend auftrat, alle Einflüsse der modernen Zeit in der Auffassung und Ausführung verrieth.

Wir wollen aber entschuldigend zugeben, daß Jeder, der nicht durch eminentes Genie und technisches Talent mit jenen gefeierten alten Meistern wetteifern kann, wenn er nicht darben will, dem materiellen Zeitgeschmack einigermaßen nachgeben muß.

Tüchtige Schule, classische Muster, unab-

läſſiges Naturſtudium bewahren auch hier vor Abwegen. Stümperei — iſt aber überhaupt keine Kunſt, und der Dilettantismus entwaffnet die Kritik.

Der Archivar ſeufzte nach altadelichen oder kaufherriſchen Häuſern, wo man gewöhnlich nach einigen italieniſchen und niederländiſchen Bildern nicht vergebens ſucht, wenn ſie auch bemoost genug ausſehen.

In den Kirchen war wenig Bedeutendes zu finden; ſelbſt das Manierirte aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtark durch Schmierlappen und Beſen der Kirchendiener mitgenommen. Dennoch machte er hier manchmal kleine Kunſtwanderungen, und entdeckte vielleicht etwas früher Ueberſehenes.

Im fürſtlichen Schloſſe waren ſchöne, jedoch meiſt neuere Bilder in den Sälen und Zimmern zerſtreut, die ältern, wie gewöhnlich, mit einem vergelbten Firniß bedeckt, und mehr

nach Dekorations- als Beleuchtungs-Rücksichten aufgehängt. Sie dienten der flüchtigen Schau der Inwohner und Fremden, denen der Besuch stets vergönnt war.

Eine Gallerie hatte die Residenz nicht. Die in den Sälen des ehemaligen Sommeraufenthalts der Fürsten befindliche ansehnliche Gemäldesammlung hätte den Anfang einer kleinen Gallerie wohl liefern, und, wenn auch kaum ein Paar Kapitalbilder, doch eine erkleckliche Anzahl guter Gemälde verschiedener Schulen zur Einrichtung eines erfreulich-lehrreichen Kabinets hergeben können. Wären doch die Lücken aus andern Verwahrungsorten leicht auszufüllen gewesen.

Höhern Orts war so Etwas, wie man vernahm, wohl im Plane; die Sache war aber durch verschiedene Rücksichten noch aufgehalten. Gut Ding will Weile haben! Das begriefen die Unterrichteten wohl, während die Kunst-

Enthusiasten von Sehnsucht litten. Ganz konnte die Veranstaltung nicht unterbleiben, und den Künstlern, ihren Zöglingen und allen Freunden der Malerei mußte auch dieser Genuß noch erblühen, ohne welchen nicht leicht eine bedeutende Stadt seyn wird.

So waren denn für jetzt noch alle gebildete Reisende in dieser Beziehung an die Ateliers der Künstler und an die kleinen Privat-Sammlungen gewiesen, deren Besuch aber von zufälliger Erkundigung und momentanen Umständen abhing.

Der bescheidene Inhaber konnte dabei leicht in einige Verlegenheit gerathen, wenn er merkte, daß, was ihm allerdings lieb und werth war, dem vielgereisten Fremden eben als keine sonderliche Merkwürdigkeit erschien, und höchstens einige kalte Höflichkeiten entlockte.

Das ganz Meisterhafte und Großartige wird zwar jeder natürliche Sinn als ein solches er-

kennen, aber zur Schätzung des Uebrigen gehört eine gewisse Zubildung und ein geübteres Auge, — und die älterliche Liebe eines Besitzers zu seinen Kunst-Kindern.

So traf es sich hin und wieder, daß irgend ein Fremder beim Archivar zur Gemäldeschau zusprach, und so empfing er auch die beiden Schongenannten, als sie Nachmittags eintraten.

Natalie hatte sie mit erkünstelter Ruhe so genau beschrieben, daß der Vater sie wie halbe Bekannte begrüßen konnte.

Sie führten sich ein — der Bleiche als ein Adelicher, von Nekken, seit wenigen Jahren erst Maler aus Liebhaberei, der Andere als Privatdozent Selb, Jugendfreund und Begleiter desselben auf einer Reise durch Tyrol nach Italien.

Psychologen begreifen leicht, warum Natalie, im Wohnzimmer harrend, sich nicht

entschließen konnte, der Bildermusterung beizuwohnen, ob sie sich gleich durch ihre vormittägigen Führerdienste das Recht dazu erworben hatte. Sie blieb, eben weil sie gern hinübergegangen wäre; sie konnte nicht mit freier Leichtigkeit thun, zu was ein innerer Drang sie nöthigen wollte, und blieb um so fester am Stuhle strickend kleben, je unruhiger ihr Herz pochte und es ihr in allen Nerven zum Aufstehen zuckte.

Wer weiß, ob sie nicht trotz dem Scherze der Mutter: ob denn die jungen Herren so gar wenig Eindruck auf ihr jungfräuliches Herz gemacht, daß sie so starr sitzen bleibe, — den ganzen Besuch verpaßt hätte, wäre nicht zu ihrer Ueberraschung der Blasse durch das anstoßende Zimmer eingetreten, und hätte, unter Abbitte seiner Zudringlichkeit bei der Mutter, die kunstsinnige Führerin eingeladen, der nochmaligen Schau beizuwohnen.

Sie folgte gerne. Dem Fremden seine Artigkeit pflichtmäßig dankend, wandte sie sich doch unwillkührlich an seinen Freund, der in etwas verändertem Anzug ihr wo möglich noch besser einleuchtete, als beim ersten Zusammentreffen.

Das Gespräch über die Bilder ward fortgesetzt. Natalie stellte sich in den Hintergrund, obwohl sie von dem Einen und Andern, so oft es füglich geschehen konnte, hineingezogen wurde.

Wir können den Leser nicht durch Mittheilung der ganzen Unterhaltung auf die Geduldprobe stellen; hat er ja bisher schon viele Nachsicht mit dargelegten Einseitigkeiten haben müssen. Wenn wir aber nicht Alles unterdrücken, so versprechen wir, ihm bald durchzuhelfen, wenn er sich nicht etwa mit der gewöhnlichen List junger Predigt-Leser selbst hilft.

Der adeliche Dilettant hielt mit seinen Kunst-Maximen vor dem Vater noch weniger zurück,

als heute Vormittag vor der Tochter, und machte seinen noblen Sinn auch in der Malerei geltend, indem er die Idee des Kunstwerks, die Würde der Erfindung, der Handlung, die sinnreiche Anordnung und Austheilung über Alles stellte.

Da er die Geschichtsmalerei so entschieden über die Landschaftsmalerei setzte, so reizte dieß den Archivar, der eine große Liebhaberei auch für Landschaften in sich trug, welche bei seinen täglichen Wanderungen stets neue Nahrung erhielt, und hinwieder diese anziehender machte, zu einigen auffallenden Behauptungen.

„Bei der Geschichtsmalerei" — sagte er — „müssen wir nachsinnen, uns zusammennehmen, firiren; der dargestellte Moment bleibt aber, wenn wir uns gesammelt und recht hineingefunden, stets derselbe. — Die Landschaftsmalerei wendet sich an den reinmenschlichen Instinkt überhaupt, an den Lebenssinn im Allgemeinen, und es ist nicht zu läugnen, daß,

während sie uns erweitert, unsere Gefühle befreit, wir bei einer gleich meisterhaften Landschaft länger verweilen können, als bei einem Geschichtsbilde, auch wohl öfter zu ihr wiederkehren."

„Was finden Sie denn" — wandte von Nekken ein, — „Großes an einer Landschaft, hier z. B. an diesem allerdings in seiner Art schönen „Heinrich Roos?" Wald, Fels, Wasser, Thiere, Hirten. Es soll meines Erachtens einen kühlen Abend nach einem gewitterhaften Tage vorstellen. Nun ja! das erlebe ich in der wirklichen Natur und bin darum nicht größer als sonst. Im historischen Bild ist neben dem Daseyn ein Vorgang, eine denkwürdige Menschenhandlung, Tugend, Frevel, Schicksal, Thun und Leiden, Gefühl, Affekt."

„Das ist's gerade" — erwiederte Blank, — „was den Schauenden bindet, auf Einem festhält. Die Landschaft eröffnet den Schauplatz, auf dem alles Menschliche geschieht; sie

mahnt an das All-Leben, an Lieb und Leid aller Zeiten und Orte, an die ewig mildernde, heilkräftige Natur. Sehen Sie hier die schattige Nähe, die herrlichen Quellwasser; die Ferne glüht, die Rinderheerde zieht heim unter die Baraken einer stattlichen Ruine; ein Hirtenpärchen mit seinem Säuglinge liegt auf dem Sandhügel, unten rasten Schaafe, Ziegen ꝛc."

„Dieses Mancherlei, diese Massen, dieses Unendliche von Luft, Duft und Lichtglanz gemahnt mich an das Leben der Erde, an das Thun der Menschen. Es ist wieder ein Lebenstag, ein Sonnenlauf vorüber; ich fühle mich erweitert, sehnsüchtig angeregt; es spricht zu mir wie aus dem frühesten, wehmüthigen Verlangen, diesen Bergen zu, diesem Lichte nachzuschweben. Mein Erdensinn erwacht; ich bin in allen meinen Reisehoffnungen, Pilgerwünschen ergriffen. Bin ich denn an die Scholle gebunden? Alle Länderreize winken mir, mein

Geſchlecht in allen Fernen ruft mich. O Himmel! mir wird ſo wohl und ſo bange. Ich fühle die Feſſeln, und hätte Luſt und finde vielleicht Kraft, ſie zu ſprengen!"

„Aber — ich denke an Meiſterſchaft im Landſchaftsbild; ich frage nicht ſowohl nach ſeinem hereiſchen, pathologiſchen, romantiſch-düſtern oder idylliſch-heitern Charakter, als überhaupt nach Natur und geiſtreicher Auffaſſung; daß das Feſte richtig, beſtimmt, das Fließende, Elementar-weich, warm, die Erde durch Licht, Luft und Duft vergeiſtigt ſey. — Bis auf einen gewiſſen Grad bringen es viele; aber bis zu dem Zauber, der uns Leben vortäuſcht, und deſſen Technik uns unerklärlich bleibt, gelangen nur die begünſtigten Zöglinge der Kunſt, die Schooßkinder der Natur, die ihrer Mutter Liebe mit ewig treuer Anhänglichkeit vergelten." —

Der Gegner wollte ſich nicht ſobald in die Ebenbürtigkeit beider Kunſtarten finden, da

trat Selb, der sich bisher näher an Natalien gehalten, ins Mittel: — „Nehmen wir doch" — sagte er — „die Sache von Seite des Bedürfnisses. Die meisten Dinge sind nicht mehr und nicht weniger, als was sie in der Welt leisten. — Die Geschichtsmalerei hebt uns in eine Gegenwart würdiger, interessanter Menschheit; aber aus der Gesellschaft, diese auch im edelsten Sinne genommen, sehne ich mich doch nach einiger Zeit in die freie Natur, um mein Gefühl zu lösen, auszuweiten, um mein Geschlecht im Angesicht seines Wohnplatzes, der Erde, im Ganzen zu denken."

„Die beiden genannten Kunstarten sind die Hauptseiten der Malerei; alles Genre ist deren Abglanz. Geschichtsmalerei ist mehr dem Gedichte, dem Texte, Landschaftsmalerei mehr der Musik, der Melodie zu vergleichen. Ich möchte eben so wenig lauter historische, als lauter landschaftliche Bilder schauen oder besitzen, wie ich eben so wenig stets in Gesell-

ſchaft leben möchte, als in der Natur, eben ſo wenig lauter Erzählungen ꝛc. leſen, als lauter Muſik hören möchte."

„Das Durchwandeln einer Gallerie, ja ſchon das Durchſehen von größern Kupferwerken lehrt uns in dieſer Beziehung die Eigenthümlichkeit unſers Kunſtbedürfniſſes, die Nothwendigkeit der Gegenſätze, des Wechſels kennen."

Natalien ging dieſe faßliche, verſöhnende Anſicht wohl ein; — auch die Streitenden beruhigten ſich dabei, wenn ſie ſich auch etwa anders über den Unterſchied der beiden Kunſtarten ausgedrückt haben würden.

„Bei ſolchen Debatten" — ſagte Blank — „fühlt man bald, daß man ſich eigentlich, um nicht viele vergebliche Worte zu machen, über Grundſätze vereinigen ſollte. Ueber Geſchmacksſachen läßt ſich viel diſputiren; aber eben weil die gar wohl erkennbaren Geſetzmäßigkeiten, auf welchen alles Schöne beruht, den Wenigſten vor Augen liegen, ſo ſchneiden ſie den

Streit gewöhnlich mit dem Machtſpruch: de gustibus etc. ab, hinter welchen ſich ihre Blöße verkriecht."

„Nun denn!" — ſagte von Nekken, der eine beſondere Neigung zu äſthetiſchen Unterſuchungen zu hegen, und über ſolcher theoretiſchen Luſt ein reizendes Objekt, das ihm doch praktiſch intereſſant ſeyn ſollte, ganz vergeſſen zu haben ſchien; — „So ſagen Sie mir denn, verehrter Herr Archivar! — was iſt denn überhaupt ſchön?"

31.

Dem Privatdozenten entfuhr unwillkührlich ein Schrei des Entsetzens bei Vernehmung dieſer Frage ſeines Freundes. Ihm ſchwebte ſchon die Unendlichkeit eines Schulſtreites vor, in welchen ſich die Beiden verwickeln würden.

Er war kein Liebhaber ſolcher Kämpfe; das Meiſte, was er in Büchern über dieſen Gegenſtand gefunden, war ihm zuwider geweſen. Er hielt es bei Dingen, die jedem offenen Sinn und Gemüth gegenüberſtehen, mit der eigenen Forſchung, mit der Wiederkehr zu denſelben und Bereicherung der Einſicht durch Leben und Erfahrung. Er konnte nur gegen denjenigen ſich herauslaſſen, der mit ihm ernſten Schrittes gleiche gemeſſene Wege ging.

Kaum war ihm indessen sein Jammerruf entschlüpft, als er ihn ungemein gereute. — Welche erwünschte Gelegenheit war ihm gegeben, Natalien an dem Kunstsüchtigen zu rächen, indem er seine eigene Liebenswürdigkeit ihr gegenüber möglichst geltend zu machen suchte!

Die Momente waren kritisch. Das gute Kind hatte die Namen Beider vernommen. Sie war sonst nicht die schnellste Errätherin der Räthsel, Charaden, Logogryphen, Anagramme, und wie die poetischen Versteckenspiele alle heißen; aber daß der Herr von Nekken Niemand anders, als der umgestülpte Sebaldus Necker sey, der sich so halb und halb von ihr und der Familie errathen lassen wolle, ehe er sein Inkognito ganz abzulegen gemeint seyn möge, das war ihr beinahe Gewißheit.

Sie brachte diese Halbverhüllung mit seiner Körper-Konstitution, mit der schüchternen Vorsicht und verschämten Schlauheit solcher et-

was verkümmerten Naturen in Zusammenhang, und entschied sich immer mehr für ihre Meinung, ohne jedoch das Geringste merken zu lassen.

Ihr Vater hob den Handschuh auf, sagte aber mit freundlichem Lächeln: „In die Untersuchungen der Herren Philosophen habe ich mich niemals so ganz finden können. Sie denken zu viel und schauen zu wenig, halten auch das Gedachte nicht oft und viel genug an die Natur. Schon meine guten fünfzig Jahre bin ich hinter diesem Räthsel, denn schon in der Wiege habe ich als ein junger Instinkt-Philosoph nach dem Schönen gegriffen, und die Wahl des Säuglings ist wohl der Anfang der Kunstschule zu nennen."

„Ich bin aber, redlich gestanden, nicht weiter, als zu nachstehenden wenigen Bestimmungen gekommen."

„Schön ist das Lebendige in seiner regen Lebensthätigkeit angeschaut. Das Schönere

von zwei Leben ist natürlich dasjenige, welches die gröſsere Lebendigkeit entwickelt, und mir faſslich darlegt."

„Daſs uns aber nicht des Schönen zu viel werde, daſs nicht auch das Gleichgültige, Unschöne, Häſsliche am Ende in meine Erklärung sich einschmuggle, daſs auch das Unermeſsliche, Unfaſsliche seine Stelle erhalte, und ihm sein Recht angethan werde, so füge ich noch Einiges bei."

„Das Unendlich-Groſse verliert sich in das Unfaſsliche, das Unendlich-Kleine ist unergründlich. — Unser Sinn und Gemüth lassen das Faſsliche an sich kommen; — was den Gesichts- und Fassungs-Kreis überschreitet, ist weder schön noch unschön; es erwartet die Möglichkeit seines Einrückens in unsern Bereich."

„Bleiben wir bei unserm Auge stehen, so möchte ich sagen, dieses schneide sich selbst aus der Schöpfung in jedem Moment sein beschei-

den Theil aus, und ſauge dieſen reichen Lebenskreis in ſein kleines Rund. Das Leben muß augenhaft werden, um ſchön zu ſeyn."

„Wir müſſen aber bei der Schönheits-Frage mit unſerm Standpunkte wechſeln, bald das innere Weſen, bald das äußere ſich Darſtellen des Gegenſtandes betrachten, bald wieder unſere Kraft zu ſchauen, unſere Luſt aufzunehmen in Erwägung ziehen. Das Einfache, Individuelle ſoll durch und an ſich ſchön ſeyn, das Mannichfache, die Fülle wird es durch die Art der Zuſammenſtellung, durch bequeme Auffaſſung."

„So ſage ich mir beim Anſchauen der freien Natur, daß die Sonne wohl natürlich leuchten, aber nicht künſtleriſch beleuchten will, — daß die Erdkraft nicht einen impoſanten Berg allein, ſondern eine Kette, einen Gebirgszug ſchafft, — daß, maleriſch genommen, eine Thalſeite ſchöner wäre, als die geographiſche Parallele von zweien; — daß das Gradli-

nigte, Horizontal-Flache der Tod der Kunst ist, während die Feldkultur es überall aufstellt, — daß die Weitsicht panoramisch ist, die Kunst aber keine Umsicht, sondern eine Ansicht verlangt, — daß die Nähe meistens ein Fortschreiten in Identitäten, Wiederholungen derselben Kreaturen oder Menschenwerke darbietet, während der Sinn von jeder Individualität nur ein Leben in seiner Thätigkeit anschauen will."

„Dadurch bilden sich die Schönheits-Gesetze der Abstufung, Gruppirung, Sonderung, Zurückweichung, Klarheit, Contrastirung. — Die Natur geht auf Reichthum, Häufung, Fülle; der Kunstsinn auf einfache Entwicklung, bequeme Stellung, Neben- und Unterordnung, die Natur ist bald hell, blendend bestrahlend den aus ihrem Füllhorn geschütteten Segen, bald trüb ihn verhüllend, in seiner eigenen gehäuften Fülle ihn verbergend."

„Wir kennen die Natur, wir glauben an

ihre Tiefen, an ihr Relief, wir sehen es als Wissende auch da in sie hinein, wo wir es nicht schauen. Niemand ahnet, wie flach uns oft Busch und Wald, Baum und Fels, Berg und Thal, Thier- und Menschengestalten erscheinen, wer nicht mit Künstleraugen zu sehen gewöhnt ist."

Nekken lieh der Auseinandersetzung des Archivars ein aufmerksames Ohr. Sein Freund wollte Natalien der Anspannung überheben, horchte jedoch, vom Gegenstande bald ins Interesse gezogen, mit einem Ohre hin, weil er merkte, daß der Kunstmann mit ihm auf ähnlichen Forschungswegen gewandelt, ja ihm wohl schon vorangeschritten seyn möge.

Man findet sich von einem Sprechenden oft schnell angezogen, wie man sich für ein Buch auf der ersten Seite entscheidet.

Natalien entging sein getheiltes Wesen nicht. Ob nun wohl die Weiber insgemein auf die Interessen der Männer ein eifersüchtiges

Augenmerk richten, und nicht gerne ſehen, wenn man ſie lange zu entbehren weiß, ſo war doch das kluge Kind in gegenwärtigem Falle keinesweges auf einige Artigkeiten mehr beſonders verſeſſen. Sie achtete Herrn Selb um ſeines Ernſtes willen, und gab ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er ſich ihrentwegen keinen Zwang anthun möge; ja ſie horchte wohl ſelbſt hin, ob ſie denn nicht auch Etwas von der Kunſtweisheit kapieren und profitiren könne.

„Ich bin bald vollends zu Ende!“ — fuhr ihr Vater fort. — „Wir nennen die Natur in gewöhnlicher Sprache: ſchön, wenn wir ſie reich nennen ſollten; denn, weniger von ihr dargelegt, wäre in den meiſten Fällen ſchöner. — Nehmen Sie ſtatt einer Reihe, einer Vielheit von Aehnlichem von jeder Naturſeite den charakteriſtiſchen Repräſentanten, ſtellen Sie ihn durch Beleuchtung in ſeiner ausgeſprochenſten, klarſten Form hin, regen Sie den Sinn

durch die Gegensätze von Fels und Bäumen, Berg und Wasser, Vegetation und Architektur, lichter Ferne und schattiger Nähe, Einsamkeit und lebendiger Staffage an, setzen Sie diese Kontraste, äquilibristisch abwägend, ins kleinere Getheil fort, so wird das Gemälde — augenhaft, das Lebendige wird in seinem Wesen, in seiner regen Thätigkeit angeschaut; es ist klar, faßlich, anziehend, und Sie werden, Sie dürfen es schön nennen."

„So ist denn die Erde um so schöner, jemehr alles Identische beseitigt, alles Charakteristische nach Maßgabe seines Antheils an unserm Interesse vorgeschoben und zurückweichend gehalten, durch Licht und Dunkel, Reflex und Transparenz gehoben und vertieft ist, das Ganze einem ruhigen Blicke zumal faßlich in Luft und Duft sein tellurisches Leben, sein Weben im Einfluß der Sonne, sein freies Schweben im höhern Lebens-Elemente in bequem aufnehmbarer Einheit darlegt."

„Es gewährt mir oft Unterhaltung, eine wirkliche, mannichfacher Reize volle Gegend mir selbst durch Nehmen und Geben, Oeffnen und Schließen, Verstärken und Contrastiren zu einer künstlerisch schönen zu formen. Oft schon bedrängte mich in solcher Stimmung das Uebermaß der Natur, und so wurde mir denn immer näher gelegt, daß die Schönheit eine zufällige, glückliche Erscheinung sey, und nur um so mehr im Leben beachtet und festgehalten werden müsse."

„Ich finde mich" — sagte Nekken — „so nach und nach in Ihre Betrachtungsweise; — denn eine Aufgabe bleibt es immer, das kolossale Buch der Natur auf einmal wie ein Anderer zu interpungiren, zu lesen. Jedoch ist mir nach dieser Ansicht das Wesen des einzelnen Objekts, die Individual-Schönheit noch nicht recht klar. Ein Apollo, eine Venus, eine lebende Wohlgestalt haben doch wenig gemein mit der Struktur einer reizenden Gegend nach Ihren Forderungen."

„Ich getraue mir nachzuweiſen," — erwiederte der Archivar — „daß dieſe beiderlei Schönheiten ſich mit meiner Erklärung gar wohl in Bezug bringen laſſen. Erſchrecken Sie nicht, wenn ich Sie an die anatomiſche oder phyſiologiſche Auffaſſung erinnere, an die Analyſe des unendlich Kleinen, dann hinwieder an die mikroskopiſche Vergrößerung der Organismen, ihren Beſtand und Einklang."

„Hier erſcheint der Menſch als ein animaliſches Wunder, aber nicht ſchön. — Demungeachtet entſprießt ſein herrlicher Bau der Handbietung ſeiner in einander gebildeten Organe, einer Unendlichkeit von Ordnung und Zweckmäßigkeit, und ſeine Geſtalt iſt gleichſam ein Typus ſeines Erden-Daſeyns, oder ſein Leben eine Ausſtrahlung ſeiner Geſtalt. Dieſes Gebilde nun eben in ſeiner hohen Zweckmäßigkeit, in ſeiner wunderbaren Ineinanderbildung und zugleich in ſeiner regen Thätigkeit, als Beweger des Menſchenlebens ſich zu denken,

in die Einheit einer Anschauung zusammen zu fassen, heißt — die Menschengestalt schön finden."

Ein besonderes Gefühl schien, während der Archivar dieses vorbrachte, den Privatdozenten ergriffen zu haben. Sanft und leise hatte er Nataliens allerdings schön geformte Hand gefaßt; ohne ihr wehe zu thun, jedoch krampfhaft hielt er sie fest, als sie solche zurück zu ziehen versuchte. — „Ja fürwahr!" — rief er wie begeistert — „dieses schöne Organ erscheint mir jetzt als ein wahres Wunder von Ineinanderbildung und Korrespondenz der einzelnen Gliederungen. Es ist der Träger einer Welt von Schöpfungen des Fleißes im Dienste der Nothwendigkeit, der Anmuth. Eine unendliche Physiognomik entwickelt sich aus diesen Bewegungen, eine unerschöpfliche Sprache von der sanftesten Zierlichkeit bis zum gewaltigsten Affekt, lauter bezeichnende, sprechende Formen, gesellig-telegraphische Charaktere."

„Doch, wenn ich dieß Alles in die Einheit einer Anſchauung, in ſeinen Total-Eindruck zuſammenfaſſe, nicht darüber reflektire, ſo will es mir den Sinn verrücken. Ich muß ſie, das kleine, zarte Gotteswunder, verehrend küſſen.“

Er that es inbrünſtig. Natalie duldete es hocherröthend, ſagte aber kein Wort.

Ihr Schweigen in Gegenwart des Vaters ſtand recht im Gegenſatz mit ihrem geſtrigen und heutigen entſchiedenen Weſen, ihrer frohen Redſeligkeit.

Man bemerkt oft, daß Jünglinge und Jungfrauen da, wo ſie ſich als Kinder und Geſchwiſter, gleichſam in Reihe geſtellt, denken, im Gefühl der Abhängigkeit, der Achtung, des Gehorſams, horchend und ſchweigſam erhalten werden, während ſie, wo ſie ſich ſelbſtſtändig bewegen, als ganz Andere erſcheinen.

Das Mädchen fühlt ſich als Jungfrau, wenn ſie ſich das Erſtemal den Augen des Jünglings gegenüber als ein möglicher Gegen-

ſtand ſeiner Beachtung, ſeiner Neigung denken kann; der Jüngling tritt gewöhnlich in ſeinem erſten Briefe von der Hochſchule oder Fremde viel entſchiedener, mannhaft freier auf, als zuvor. —

„Theurer Mann!“ fuhr der von des Archivars Ideen aus Geiſtesverwandtſchaft entflammte junge Gelehrte fort: — „Wie erſcheint mir in dieſem Augenblick die objektiv ſeyn ſollende Darſtellung der Taſchenbuchs-Poeten ſo dürftig, ſo kindiſch, wenn ſie weibliche Schönheit ſo Stück für Stück blumiſtiſch aufführen, von den Veilchenaugen, Roſenlippen, Amoretten-Grübchen über den Lilien-Hals und die Schwanenbruſt hinab bis zu dem niedlichen Fuß, an dem ihnen gewöhnlich die Tropen ausgehen.“

„Auf wie mannichfache Art kann ich mir den menſchlichen Leib in ſeinen ſchönſten Regſamkeiten vergeiſtigt denken, von dem leiſe athmenden Schlummer bis zum ſylphenartigen

Tanz, von den drolligen Spielen der ersten Kindheit bis zum athletischen Kampfe, von den Bewegungen des Säuglings bis zu den Liebkosungen der holdseligen Mutter."

„Es ist in allen Lebensthätigkeiten, bei denen sich nicht irgend ein Organ einseitig, sondern der ganze Organismus harmonisch bewegt, eine Ausstralung der herrlichen physiologischen Ineinanderbildung, eine Offenbarung des Geheimnisses unsers körperlich-geistigen Wesens, des unablässigen Bildens der Seele an den leiblichen Elementen."

„Aber, Würdiger! — wie verständigen Sie uns über das Schönste des Schönen, über das menschliche Antlitz; nicht über dessen Wohlgestalt überhaupt, denn diese wollte ich wohl aus der Harmonie, Abwechslung, Contrastirung der Haupt- und Nebenformen, aus den sanften Uebergängen und Wellenlinien, aus der Entgegensetzung und Verschmelzung des Colorits und der Mitteltinten der verschiedenen

Gesichtstheile, aus der Beleuchtung der Wölbungen, Beschattung der Tiefen, aus der wunderbar einfachen Darlegung einer unendlichen Zweckmäßigkeit, der Ausstrahlung von Seele und Gemüth aus den Augen u. s. w. einigermaßen begreiflich machen."

„Nicht aber über das Schönseyn möchte ich Aufschluß, sondern — über das Schönerseyn. Bei Häßlichkeit, verglichen mit Wohlgestalt, ist Nachweisung leicht. Hier sprechen Ecken, Vortreten unzweckmäßigen Stoffes, Unbeholfenheit der Theile, Mißverhältniß, grelle Kontraste in Gestalt und Farbe, pathologischer Charakter und Anderes mehr. Aber woher kommt uns das Recht, die Anmaßung, von zwei reizenden Gesichtern das Eine schöner zu nennen, als das Andere?"

„Auch mir" — erwiederte Blank nach einigem Schweigen, während dessen er den jungen Mann innerlich als einen philosophischen Freund begrüßte; — „auch mir habe ich diese

kritische Frage schon vorgelegt. Mit Ihnen setze ich die Schönheit der Gesichtszüge, wie die des ganzen Organismus in eine, ich möchte sagen: Wohlhäbigkeit der In- und Auseinander-Bildung, wie die Blüthe durch Läuterung der Säfte, Vereinigung der Formen in Wurzel, Stängel und Blatt-Bildung entsteht."

„Was wir also, äußerlich angeschaut, schön nennen, ist nicht Wirkung eines Flächen-Prozesses, sondern eines harmonischen, innern, organischen Webens, einer glücklichen Handreichung der Gebilde, ja eine Verkörperung der Seele."

„Aber das Schönere von Zweien? — Junger Freund! hier geht die Nachweisung bei wirklichen Individuen, bei lebenden Schönheiten dem Denker so gut aus, als dem Anatomen. Wie wir die Schönheit überhaupt nicht mit trennendem, sondern mit geistig vereinendem Auge, mit dem ins Leben frei hinein-

ſchauenden Gemüth auffaſſen, ſo würdiger wir auch die höhere Schönheit von zweien mit einem Vergleichungsſinne, der ſich über das unendlich kleine Getheil keine Rechenſchaft geben kann."

„Tauſendmal im Leben leſen wir die Natur, ohne uns der Sylben und Buchſtaben bewußt zu werden; gleichwie wir unſere Mutterſprache verſtehen und ſprechen, ohne an die Regeln zu denken, ja, was entſcheidender iſt, ohne ſie oft zu kennen. — Wir bemerken in der Geſtalt leicht, wo es fehlt, aber ſchwer, wo es im Einzelnen getroffen iſt."

Herr Selb hing dieſer ihm noch nicht ſo recht geläufigen Anſchauungsweiſe in Gedanken nach, und, weil denn eine wahre Augenweide von Geſtalt neben ihm ſtand, ſo hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als den lieblichen Eindruck, den ſie auf ſein Herz gemacht, in jene Anſicht zu überſetzen.

Rekken war an seinem Theil in solchen Problemen unersättlich, und überhaupt mehr geneigt, über das Daseyn zu reflektiren, als es, wie sein Freund, möglichst auch zu leben.

„Nun noch Eins! Herr Archivar!" — sagte er — „was fangen wir mit der höhern, der sittlichen Schönheit an, die doch genau betrachtet ein Hauptmotiv in den historischen Gemälden ist?"

„Blank sah ohne Verlegenheit sich in ein Kapitel der Betrachtung geführt, das ihn mehrfällig schon beschäftigt und tiefer interessirt hatte, als müßige Spekulationen anderer Art. Er hatte Respekt vor den Grenzen unserer Vernunft, forschte dagegen unablässig in dem, was unserer Anschauung zu Gebote steht, und kannte kein höheres Vergnügen, als zerstreut, entlegen scheinende Phänomene in Einheit und auf kürzere Ausdrücke von Gesetzmäßigkeit zu bringen.

Eben deshalb aber, weil er überall Gesetz und Ordnung in Natur und Geist fand, war er allem lockern Wesen in Kunst und Wissenschaft, im Staats- und bürgerlichen Leben spinnenfeind.

Nicht ohne Geläufigkeit sich in diesem Denkkreise bewegend, erwiederte er auf die Frage des Kunstfreundes: „Kann ich mir die intellektuelle Lust der Entdeckung einer Wahrheit, z. B. die Lösung eines euclidischen Satzes durch schrittweises Vorrücken zur einleuchtenden Gewißheit, als ein Durchbrechen zum Licht, als geistiges Leben, als Schönheit denken, und die Empfindung dabei dem Gefühle der Anschauung körperlicher Schönheit gleichstellen, erfüllt uns die schaffende Thätigkeit unserer Phantasie mit dem Wonnegefühle des Erzeugens, so werde ich wohl auch ein menschliches Handeln, wo sich reges Leben, Zweckmäßigkeit, ersprießliches Gute aus Hindernissen, aus feindlichem Widerstreben herausringt, sich zum

Wohl gestaltet und in klaren Menschengestalten faßlich offenbaret — schön nennen dürfen."

„Die Schönheit der Schöpfung der Kreaturen ist eine Summe guter Thaten des Weltgeistes, wahrer Naturaussprüche, und ein guter Mensch bemüht sich, das Leben in seinem ganzen Bereich in einer wohlgefälligen Gestalt hinzustellen. — Hier stehen wir, denk' ich, auf einem Standpunkte; wo alle Unterscheidung von körperlicher, geistiger und gemüthlicher Schönheit aufhört."

„Nun denn!" — rief Rekken überrascht; „somit wäre also Schönheit, Wahrheit und Güte Eins?"

„Allerdings" — erwiederte Blank, „ist es, wenn wir diese Begriffe ideenhaltig und in ihrem höchsten Weltausdruck nehmen, nicht anders! — Nur das Wahre ist gut, nur das Schöne ist wahr, und alles Gute ist auch ein

Schönes; — und ſo auch umgekehrt; kurz! — ſie decken ſich, wenn wir von Relativitäten wegſehen und in das Ganze des Daſeyns frei hineinſchauen."

32.

Wir haben den geneigten Leſer aus Rückſicht auf die vielleicht nicht allgemein anſprechende Unterhaltung der drei Kunſtfreunde mit den Aeußerungen, welche die Beſichtigung der einzelnen Tableaus veranlaßte, billig verſchont. Hätten wir ihm nicht auch jene erlaſſen können und ſollen!

Würde, was beſprochen werden, ganz der Wiſſenſchaft und dem Fach angehören, ſo hätte der liebe Leſer recht; denn was die Schule lehrt, paßt nicht in eine Erzählung. Wir meinen aber, der Inhalt der Beſprechung liege ſo ziemlich zwiſchen der Schule und der gewöhnlichen Converſation, und würde, wie Man-

ches der Art, wenn der Leser nicht zuweilen etwas in Anspruch genommen wird, verloren geben.

Bleibt ja dem Leser, der den Autor so zu sagen und wirklich in der Hand hat, manches Mittel der Selbsthülfe gegen ihn. Er kann ihn unangehört reden lassen, ihn schelten, ja, was kann ein armer Autor machen, wenn er ihn im Aerger zaust, ihm einen Flügel vom Leibe reißt, ihn in die Ecke wirft? Doch gar so schlimm wird es dem Verfasser gegenwärtiger Geschichte wohl darum nicht ergehen, weil nur der geduldige Leser bis zu der artistischen Besprechung ihm gefolgt ist, und, wenn er diese ausgehalten, sich mit einiger Selbstzufriedenheit sagen kann, Manches, was in dunkeln Schriften stehe, oder was gelehrte Herren mit einander verhandeln, sey, wenn man sich ein wenig zusammen nehme, zu verstehen kein Hexenwerk. — —

Da im anſtoßenden Mittelzimmer und ſelbſt in der Wohnſtube des Archivars noch einige Tableaus aufgehängt waren, die Fremden aber deſſen ganzen Gemäldeſchatz zu muſtern geneigt ſchienen, ſo ergab ſich ungeſucht, — Natalie dachte geſucht — ihr Bekanntwerden mit der Familie.

Hier zeigte ſich denn bald wieder das unterſchiedene Naturell der Beiden. — Nekken erwies ſich mehr artig, Selb mehr zuthulich; jener erſchien menſchenfreundlich, dieſer herzlich. Während man jenem Achtung zollte, hätte man dieſen vielleicht gern zum Hausfreund gewonnen.

Nekken ſprach ſehr verſtändig und gewählt über verſchiedene Kapitel des Lebens und der Erziehung und ging nicht ohne Verechnung vom Einen auf's Andere über, um ſeine hellen Anſichten darzulegen. Selb traf ſchneller an ihre nächſten Intereſſen hin, und wurde bald mit Mutter und Kindern vertraulich.

Die Aeltern liehen der geſelligen Artigkeit des Herrn von Rekken alle Aufmerkſamkeit; die Kinder fanden die Weiſe des Herrn Selb anziehend, ja liebenswürdig. Robert insbeſondere ſah in dem jungen, lebensfrohen Mann ein vorleuchtendes Muſter; ſein Benehmen gab ihm das behagliche Gefühl, daß er dereinſt ſich vielleicht in einem eben ſo günſtigen Lichte werde darſtellen, ein ſolides Wiſſen mit lebensfrohem Antheil an Kunſt und Natur werde verbinden können.

Natalie, nach beiden Seiten der Unterhaltung hin ihre Beobachtung wendend, merkte nicht ohne innern Schmerz, wie zwiſchen dem verkappten Herrn Recker und ihr, ſo ſehr auch ihr Verſtand ihn ſchätzen mußte, doch die Kluft in ihrem Herzen ſich immer mehr erweiterte, während ſie ſich zu ſeinem Freunde nach jeder neuen Enthüllung ſeines Weſens unwillkührlich ſtärker hingezogen fühlte. Was ſie in ihrem Gemüth dem Einen entzog, ſie gab es

in vollerm Maße dem Andern; dem Eigensinne des Geſchicks ſetzte ſie den Eigenſinn der Neigung entgegen, und immer mehr reifte in ihr der Entſchluß, wenn Nekken, der ſich, im Gegenſatz gegen ſeinen gemüthvollen Freund, hinter ſeiner Maske nur im Allgemeinen über ihr Weſen und die Phyſiognomie ihrer Familie orientiren zu wollen ſchien, ihre Hand wirklich begehre, ſie ihm ohne weiters zu verſagen.

O daß der Freund, vielleicht ſchon an einem andern Fädchen gebunden, oder um ſeines Freundes willen, oder, wer weiß, aus welchen Rückſichten, keine weitere Näherung verſuchen wollte! daß es vielleicht ſchon morgen heißen konnte: Aus den Augen, aus dem Sinn!

So ungefähr, wie dieſer junge Mann, mußte derjenige ausſehen und ſich darſtellen, den ſich das gute Kind als ihren zukünftigen Lebensgefährten denken ſollte. Die romantiſche Einlei-

tung zur Bekanntschaft, der Kontrast mit seinem Rival, selbst das hindernde Schicksal — alles kam zusammen, ihre Gefühle in Bewegung zu setzen, und fast leidenschaftlich für ihn zu stimmen.

Die Gäste empfahlen sich. Sie baten angelegentlich, vor ihrer baldigen Abreise noch Einmal wenigstens zu kursorischer Wiederholung der Gemäldeschau kommen zu dürfen, — „da ja doch" — setzte Selb mit einem Blick auf Natalien hinzu — „alles Schöne durch ein auffrischendes Wiedersehen sich dem Sinn und Gemüthe bleibender einprägt." —

„Ein Paar recht wackere junge Männer!" — sagte der Vater, während er sich anschickte, in sein Archiv zu gehen; — „und was mir am Besten an ihnen gefiel, war, daß sie bei der Kunst blieben, und das Gespräch nicht auf die Politik überzulenken suchten. Wie widerlich klingt im Kreise gewählter, entschiedener Dinge

ein oberflächliches Herumreden über ſo ein unentſchiedenes Gewirre! Aber gerade weil ſich dieſes Kapitel in unſern Tagen ſo aufdringlich und breit bereinlegt, begrüße ich in Jedem, der den Hang zu politiſiren in ſich unterdrückt, einen Mann von Takt, von geſelliger und ſittlicher Bildung.“

„Was hätten wir denn wohl in dieſer Stunde, in welcher ſich mir doch in der Wärme des Geſprächs manches Neue entwickelte, für die Noth der Zeit Erſprießliches ausgemacht? Abgedroſchenes noch einmal zu dreſchen, Gekautes wiederzukauen, daran habe ich keine Freude. Aber, je kleiner der Geiſt, deſto lauter meint er im Rathe der Nationen mitſprechen zu müſſen.“

„Ich muß es geſtehen und dankbar erkennen, daß ich nicht blos der Cicerone meiner eigenen Sammlung war; ſie haben mich weiter gebracht!“

Der Archivar ſchien ſehr zufrieden mit die-

sem Besuche zu seyn; — es war ihm Bedürfniß, in seinen Interessen nicht bloß durch Anschauung oder Erwerb neuer Objekte, sondern von Zeit zu Zeit auch durch Gespräch, Ideenwechsel, wohl auch durch Polemik mit neuen Menschen wach erhalten zu werden. Ohne dieses ließ seine geistige Schnellkraft nach. Eine recht eifrig geführte Debatte regte sein ganzes wissenschaftlich-künstlerisches Wesen auf, und hatte meistens ein neues Zurechtstellen seiner Ansichten, eine erhöhte Aufklärung dunkler Regionen zur Folge.

Die Mutter äußerte sich nicht minder günstig über die Fremden, und so gab nach dem Abgange des Vaters Jedes von dem Eindrucke Rechenschaft, den es von jenen erhalten.

Natalie hatte freilich ihre ganz besondere Meinung, die sie aber keineswegs laut werden ließ.

Daß sich der vermuthliche Herr Sebaldus so in die adeliche Kaste hinauf metamorphosirt,

das diente ihm, so gut ihm auch die Rolle gestanden, bei ihr eben nicht zur Empfehlung.

„Er gehört" — sagte sie bei sich — „zu den jungen Bürgerlichen, die es immer zu höhern Regionen hinaufzieht, die gern mit Adelichen umgeben, um sich sagen zu können, daß sie der nobeln Manieren wohl mächtig wären; die sich ungemein geschmeichelt fühlen, wenn die Vornehmen sie geneigtest herankommen lassen. An einem jungen Geistlichen ist mir eben so ein Sich-hinaufschrauben doppelt zuwider.

Aber jetzt fiel ihr etwas plötzlich in den Sinn, was sie, als wäre es schon Gewißheit, erschreckte und verwundete. — Selb — rief es in ihr — ist ein Edelmann, will es in seiner Anspruchslosigkeit nicht scheinen, läßt seinem Freunde den Vortritt, leiht ihm seinen Adel, damit dieser in unserm Kreise um so sicherer bemerkt und vorgezogen werde. Daher

seine Artigkeit! Der gemüthvolle Menſch konnte ſich und ſein Opfer doch nicht ganz verläugnen. — Nun iſt er aber um ſo gewiſſer für dich verloren!

„Ei Natalie!“ — rief die Mutter zu der im Nebenzimmer unruhig und verkehrt Thätigen hinaus; — „das Beſte haben wir jezt doch vergeſſen. Wie konnte es mir nur geſchehen? — ſtets ſchwebte es mir auf der Zunge. Fiel dir denn nicht die Aehnlichkeit des Dialekts der Fremden mit dem eines Gewiſſen auf? — Nun! — du ſchweigſt! — ahneſt du nicht, was ich meine? — mit dem des Profeſſors Recker. — Sie ſind vielleicht Landsleute, wohl gar in der Nähe von dieſem zu Hauſe, kennen möglicherweiſe ihn und den Sohn. Warum haben Wir ſie doch nicht darüber gefragt? Jedes Land hat ſeine National-Geſichter; ich meine, es ſey derſelbe Schlag von Menſchen. Im Geſpräche kam ich wieder davon weg. Wenn ſie wiederkommen, wollen wir ſie darüber fragen.“

Natalie antwortete halblaut, mit kurzen, unentſchiedenen Worten. Sie gab einige Aehnlichkeit zu, die in ihrem Gemüth leidige Gleichheit war.

33.

Gegen Abend trat mit dem vom Archive zurückkommenden Vater nach ziemlich langer Abwesenheit einmal wieder der Assessor ein. Er hatte bei ein Paar im verflossenen kalten Winter gemachten Besuchen einen auch in der Blankischen Familie eingetretenen Frost zu verspüren geglaubt.

„Kein Thermometer ist so fein" — äußerte damals der Familienvater — „als die Empfindlichkeit eines Egoisten. Er merkt Etwas, kann aber nicht daran kommen, woher denn das Fallen des Queckſilbers rühren mag."

„Mir fällt unser Spezereihändler ein, wie er mir einst Rollentaback so knapp, als wär's

Vanille, zuwog. Ich bin nun aber auch auf jedes Blättchen verſeſſen; ich beſichtigte ſeine Wage und lobte ſo zwiſchen Ernſt und Scherz ihre genaue Einrichtung. — „Herr Archivar!“ — ſagte er — „ich will die Probe machen, daß die Wagſchale ſinkt, wenn ich einen kleinen Kreidenſtrich daran ziehe. — Er thats, und hatte recht. Die pneumatiſche Wage des Gemüths iſt noch viel ſenſibler.“

Ueber das Spottgedicht war ſeither von keinem Theil eine Andeutung geſchehen. Der Aſſeſſor kam jedoch auf die Vermuthung, das ihm verloren gegangene Konzept möchte entweder unmittelbar oder durch einen ſchadenfrohen Finder in des kennbar genug Gezeichneten Hände gekommen ſeyn.

Lange fand er die Form nicht, unter der er beim Archivar darüber anklopfen wollte. An dieſem Abend jedoch, wo er die Geſichter heiterer als das leztemal fand, rückte er damit hervor, ſprach von launigen, muthwilligen

poetiſchen Verſuchen, von der Lizenz der Uebertreibung, von möglicher Mißdeutung, und fragte endlich geradezu, ob dem Archivar nicht etwas Verſifizirtes der Art zugekommen, worüber er ſich dann erklären und verantworten würde.

Blank wich ſeiner Anfrage durch die allgemeine Bemerkung aus, daß er für Uebeldeutung und gehäſſiges Nachtragen eines ſatyriſchen Scherzes keinen Sinn habe, und auch etwas Anzügliches vergeben und möglichſt vergeſſen würde.

Durch dieſes Ausbeugen in ſeiner Vermuthung beſtärkt, geſtand Jener das Vermiſſen eines wahrſcheinlich in des Archivars Wohnung verlornen Konzepts.

Während Blank ſich zu beſinnen ſchien, rückte der kleine Wilhelm unruhig hin und her, und platzte endlich heraus: „Weißt du, Vater! das werden wohl die Verſe ſeyn, die

die Schweſter gefunden hat, und die ich zu dir ins Archiv brachte!"

Der Vater, betroffen erröthend, ging an ſein Pult, langte das Corpus delicti heraus, und gab es dem Aſſeſſor. Dieſer wurde bleich, und hatte Mühe, ſich zu faſſen. Natalie ſaß wie auf Kohlen. Mit dem Geſpräch wollte es nicht mehr recht fort. Der Aſſeſſor brachte nichts Zuſammenhängendes zu ſeiner Entſchuldigung hervor; er bat ſich die Erlaubniß aus, ſich ſchriftlich über die Sache erklären zu dürfen, und empfahl ſich nach einigen peinlich zugebrachten Minuten, um ſich wahrſcheinlich nicht ſobald wieder ſehen zu laſſen.

Als nach dem eingetretenen Stillſchweigen der Mißſtimmung wieder Jemand nach dem Worte greifen konnte, fing der Vater bitter an zu lachen, wobei er dem kleinen Verräther mit der Hand ſanft in die blonden Locken fuhr.

„Du biſt" — ſagte er — „in de rSchule der Verſtellung und Lüge, die in unſerer hochgebildeten Welt ſchon im Familienkreiſe, wo nicht durch beſtimmte Lehre und Anweiſung, doch durch das vorleuchtende Beiſpiel der Aeltern beginnt, noch ziemlich weit zurück! — Es iſt mir recht ärgerlich! recht ſehr ärgerlich, daß die Sache ſo ein Ende genommen! Ich mag auch mit etwas fatalen Menſchen nicht in ſolcher Spannung leben! Ein verlorner Freund wird bei Gelegenheit unſer Feind. Ich gebe viell. oft zu viel nach, nur damit nicht das Gemälde meines Lebens durch ſolche Widrigkeiten getrübt werde!"

„Daß wir doch bei den meiſten Menſchen, wenn wir näher an ſie kommen, auf ſo herbe Ecken ſtoßen! — Ach, Ihr guten Leute! was iſt das für ein unſchätzbarer Gewinn, wenn man einen klugen und biedern Menſchen ſo recht herzlich, ohne Skrupel und Hinterhalt an ſeine Bruſt ſchließen kann. Wie ſelten wird uns dieſes Glück zu Theil?"

Natalie hing mit ihrem Blick an dem geliebten Sprechenden; groſse Thränen traten ihr in die Augen. Sie ſtand auf, wandte ſich weg, und rief in auffallend ſchmerzlichem Tone: „Ja wohl, Vater! wie ſelten wird uns dieſes Glück zu Theil!“

Nach dieſen bewegtern Momenten ging die Familie zu der beſchwichtigenden Tagesordnung über.

Wilhelm las in der Naturgeſchichte im Kapitel von den Vögeln die Schilderung des Neuntödters. Seine Eigenheit, Inſekten an Dornbüſche zu ſpieſsen, und ſie ſich zum Schmaus aufzuſparen, war dem Knaben ſo auffallend, daſs er ſeine Verwunderung laut werden lieſs. Die Geſchwiſter beſchäftigten ſich mit dieſer ſonderbaren Erſcheinung, und ſtellten ſich in ihrer Kinder-Philoſophie die teleologiſche Frage, wie der gütige Gott eine ſolche Grauſamkeit im Reiche der Natur zugehen laſſen könne.

Die Größern zogen den Kreis schon weiter; sie verglichen damit ähnliche Erscheinungen, z. B. die Schlupfwespen, welche größere Insekten begraben, und in ihren Leib Eier legen, damit die auskriechenden Würmchen einst sogleich ein Futter-Magazin vorfinden. Sie erinnerten sich der Puppen, aus denen sie schon manchmal statt des farbigen Schmetterlings eine Schwadron Mücken hatten schlüpfen sehen. Die Mutter hielt ihnen vor, daß jeder Spaziergang Hunderten von kriechenden Thierchen das Leben, oder, was noch erbärmlicher sey, einige Glieder koste.

Auch der Vater wurde in den kasuistischen Streit hineingezogen. Er hieß uns Menschen die allerärgsten Neuntödter, indem wir nicht nur gegen Thiere aus Rohheit oder Bedürfniß die ärgsten Quäler und Würger seyen, sondern ja gegen unser eigenes Geschlecht mit grausamem Blutdurste wüthen.

Er konnte freilich die kritiſche Frage eben ſo wenig befriedigend löſen, als die Jungen, wie denn ſelbſt der tiefſte Denker in gewiſſen Bezirken mit den angeſtrengteſten Forſchungen nicht viel weiter kommt, als ein Kind mit hellen Augen. Er konnte nur ihren Blick erweitern, und ſie in das durch die ganze Natur gehende Mord- und Todtſchlags-Syſtem hineinblicken laſſen, durch welches hinwieder allgemeines Leben bedingt und gefördert wird.

Natalie, die, wenn ſie irgend nicht mehr weiter kam, ſich mit einer trocknen Komik an der Beſchränkung rächte, ſagte: „Wer weiß, ob nicht dem Reuntödter Unrecht geſchieht und Trauer- und Unglücksfälle anderer Art ſeiner Grauſamkeit Schuld gegeben werden? Vielleicht ſind es lebensſatte Schelme von Inſekten, die ſich etwa aus unerhörter Liebe den Dorn in den Leib gerannt haben. Ich nahm neulich bei einem Schleibuſch einen zappelnden Roßkäfer vom Dorn, und weihte ihm, wie

einem Selbſtmörder aus unglücklicher Liebe, eine Zähre."

Alt und Jung lachte über dieſe von ihr in weinerlichem Tone vorgebrachten Worte. — Man ging von ſolchen Scherzen zu ernſtern Beſchäftigungen über.

Nach Mitternacht erhob ſich im Schlafgemache der Mädchen ein banges Aechzen, das mit einem lauten Schmerzensausruf endigte. Natalie war's, die an einem ſchweren Traum erwachte. Alle erhoben ſich; man wollte erfahren, was ſie ſo geängſtigt. Sie gab es, vom Lachen oft unterbrochen, Preis.

„Mir war" — ſagte ſie — „als könnte ich in Geſtalt eines Menſchenvögels fliegen, Mehrere meines Gleichen geſellten ſich zu mir; — darunter auch zu meiner frohen Ueberraſchung der Privatdozent Selb: — es war ein ſeliges Gefühl. Wir erhoben uns, wie Lerchen, in die Luft, bis zu den lichten Wolkennebeln,

was uns eine unbeſchreibliche Wonne gewährte. Wie oft hatte ich mir das gewünſcht? Nun konnte ich's! — Dann ließen wir uns wieder unter einem ſüßen, die Glieder durchrieſelnden Grauſen zur Erde herab, daß mir die Federn am Kopfe zu Berge ſtanden."

„Mit großer Luſt ſchwirrten wir durch die grünen Wipfel der hochſtämmigen Bäume, ſetzten uns auf die dunkeln Aeſte, wo wir, Selb und ich, ein Duett ſo wundervoll harmoniſch ſangen, daß ich entzückt über mich ſelbſt erſtaunte, — und flatterten dann wieder durch Gebüſche und Hecken. — Unerwartet wurde dieſe Luſt durch einen ſchwarzen Raubvogel getrübt, der uns kleinere, glänzend gefiederte verfolgte. — Der Neuntödter kommt! — riefen wir einander mit Grauſen zu, und wichen ihm aus."

„Einmal kam er mir nahe, ſchoß aber an mir vorüber. Er hatte ganz die Geſichtszüge des Aſſeſſors; ſeine Naſe war ein ſchwarzer

Krummschnabel. Ich warnte den Privatdozenten. Aber, o Schrecken! bald mußte ich erleben, wie er diesen packte, und an einen Dornbusch spießte. — Ich sah ihn elendiglich zappeln und sterben."

„Vergeblich suchte ich mich gegen die Wolken zu erheben, um mich hinter ihnen zu verbergen; nicht einmal in den Wald konnte ich entfliehen; ich war durch den Schrecken wie gebannt, meine Flügel gelähmt. — Der Neuntödter flog wieder auf mich zu, näher und näher; verzagend sah ich ihm in sein abscheuliches Gesicht; es war eine schreckliche Verzerrung von dem des Assessors. Er faßte mich mit seinen Krallen, daß ich den Schmerz spürte, und schoß mit mir gegen dieselbe Dornhecke. Ich fühlte, wie mir der Stachel durch die Brust fuhr — und erwachte."

Die Erzählung dieses tollen Traumes brachte Alle aus dem Schlafe. Der Vater machte Licht. Man besprach sich darüber, wie die nächtliche

Phantaſie aus abgeriſſenen Bildern, aus unterbrochenen Empfindungen des Tages oder der nächſtvergangenen Zeit, erregt durch körperliche Hemmungen der Ruhe und Löſung der Bande, ihre grotesken, tragiſchen und komiſchen Karikaturen zuſammenſetze.

„Ich habe" — ſagte Natalie — „noch niemals ein Gedicht zu machen verſucht; aber einſt träumte ich Verſe, die ich für ſehr ſchön hielt, und in's Wachen herüber brachte. Als ich ſie wieder abhörte, war's lauter Unſinn."

Die Folgen dieſer nächtlichen Unterhaltung waren, daß die ganze Familie Blank in den Tag hineinſchlief.

31.

Als Blank am Freitag morgens in's Archiv kam, brachte der Diener die Tages-Chronik nach Art dieser Leute kurz, mit bescheidener Andeutung seiner Ansicht vor, darunter die Neuigkeit, daß künftigen Sonntag ein fremder junger Geistlicher in der St. Annen-Kirche als Gastprediger auftreten werde. Auf näheres Befragen wußte der Diener noch weiter den Umstand, daß der Fremde mit dem Sohne des Consistorial-Direktors in Jena studirt habe, und seitder in vertraulichem Briefwechsel mit ihm gestanden sey. Dieser habe nun die Sache einzuleiten gewußt.

Ohne an Etwas zu denken, fragte der Archivar nach dem Namen des Gastpredigers. Er

heiße „Recker," war die Antwort, und komme aus den ſächſiſchen Landen. — Jetzt wurde Blank ſtutzig; — „Iſt er," — ſagte er zu ſich, — „nicht etwa der Erwartete? und warum muß ich deſſen Ankunft durch meinen Archiv-Diener erfahren?" — Dringende Arbeit brach ſeine weitern Bedenken und Zweifel ab.

Zu Hauſe fand er Alles über eine Viſiten-Karte in Bewegung, durch welche der junge Recker ſeine Anweſenheit meldete, ſein Nicht-Erſcheinen mit der Vorbereitung auf die ſonntägliche Gaſtpredigt entſchuldigte, zu welcher er die Familie Blank dringend einlud.

Man hielt Rath über die lakoniſche Art der Anmeldung, man forſchte bei Natalien, ob denn auch ſie nichts weiteres von der Sache gewußt. — Sie konnte nun nicht länger ſchweigen. Sie ſagte zu Wilhelm mit erkünſteltem Lächeln: Was heißt „Leben" rückwärts geleſen? — „Leben?" — „Nebel!" — war die ſchnelle Antwort des Knaben.

„Ganz recht!“ — sagte Natalie; — „Leben ist Nebel! — Nun wende den Namen „Nekken“ eben so um.“

„Nekker!“ — rief er triumphirend.

„Necker“ rief's, wie aus einem Munde. Dieser Name brachte eine Aufregung in die Familie, wie in der Oper „Axur“ die Nennung des „Tarar“. Augenblicklich war es Allen Gewißheit, daß der angebliche Herr von Nekken niemand anders, als der Sohn des Professors Necker sey.

Mit der angelegentlichsten Sorgfalt wurden nun sein Bild, sein Benehmen, seine Reden in's Gedächtniß zurückgerufen, alles mögliche Gute von ihm gesprochen, jedoch dem, der Schilderung von Natalien angehängten, wehmüthig accentuirten „aber!“ nichts entgegengesetzt, als ein langgezogenes Echo dieses bedenklichen Seufzers.

Die Aeltern ſahen, wenn ſie ſich den körperlich leidenden jungen Mann vergegenwärtigten, mit ſchmerzlichem Antheil in die Seele ihrer Tochter hinein. Sie ſprachen mehr durch ſchonendes Schweigen, als durch Worte, und es ſchien eine ſtille Verabredung zu ſeyn, daß man das Verhältniß ruhig ſich weiter entwickeln laſſen, ergeben das höhere Walten erforſchen und dann unbefangen ſeine Maßregeln nehmen wolle. — Man enthielt ſich gefliſſentlich, die geringſte weitere Nachfrage nach dem Gaſtprediger anzuſtellen, um vor allen Dingen ſein geiſtliches Weſen durch ſeine eigene Darſtellung kennen zu lernen.

Der Sonntagmorgen brach an; Jung und Alt wollte die Predigt hören. Natalie verlangte abgeſondert von ihnen ſich ſetzen zu dürfen. Sie ging auch vor dem Glockengeläute ganz allein, wandelte durch die ſchon knospende Caſtanien-Allee um ein Ihor, ließ den ganzen wohlthuenden Reiz der jungfräulichen Na-

tur, der morgenfriſch duftigen Berge, der ſchon grünenden Wieſen durch die Sinne in ihr Gemüth dringen, und betete laut: „Allgütiger Schöpfer! deine Natur iſt ſo ſchön! warum ſoll dein edelſtes Geſchöpf, der Menſch, leiden? Laß doch Alles gut vorübergehen!“

Sie bemerkte, in Gedanken verloren, kaum die Menge der zur Kirche Wallenden. Sie wählte gegenüber der Canzel einen Sitz unter der Emporkirche; eine der gothiſchen Säulen verdeckte den Canzelredner zum Theil. Der ungemein vollſtimmige Geſang war verklungen. Stille herrſchte in der, alle Räume gedrängt füllenden Verſammlung. Leiſe, doch vernehmlich begann der Prediger das Eingangs-Gebet; darauf verlas er den bibliſchen Text.

Natalie ſaß mit geſenktem Haupt und meinte hinhorchend auch Denjenigen zu hören, den ſie ſich in heiliger Stätte redend dachte. Als dieſer aber mit wachſend kräftigerer Stimme die Predigt ſelbſt begann, kam ihr doch ein

Zweifel. Wohl wußte sie, daß ein so großer Raum ein ganz von der gewöhnlichen Sprachweise verschiedenes Ton-Material erheische, und den Klang auch anders gestalte. Aber eine Ahnung durchzuckte ihre Seele. Sie konnte nicht länger widerstehen; sie wandte sich zur Seite, und blickte auf die Canzel hin. — Es war Selb, der da sprach. — Ihr Sinn umnebelte sich; sie verlor beinahe das Bewußtseyn im Zudrange der Bilder, rückwärts aus nächster Vergangenheit, vorwärts aus der Zukunft. — Doch faßte sie sich mit höchster Anstrengung der Gemüthskraft; seine Eingangsworte klangen in ihrem Ohre noch; sie verlor nicht das Geringste. „Sey ruhig, Herz!" — rief's in ihrem besonnenen Innern; — „was Dir beschieden ist, geht Dir doch nimmer verloren!"

Die Würde der Stunde, die Heiligkeit des Ortes hielt sie aufrecht; sie dachte nicht mehr an sich, an ihre Verhältnisse zu dem Prediger; ihr klarer, sittlich wohlgezogener Geist konnte

ſich des perſönlichen Glücks nur in dem Grade freuen, als dieſes einer ſchönen Geſtaltung der Umſtände im Ganzen, gleichſam als die reife Frucht eines ſegenreichen Baumes, entſproß.

Schon die erſten, ein Reinmenſchliches höchſt anſprechend darſtellenden Sätze entſchieden ihren religiöſen Sinn ganz für den Redner, ſo wie ſie auch die ganze verſammelte Gemeinde mit einer ſpannenden Aufmerkſamkeit erfüllten, die ſelbſt das leiſeſte Geräuſch beſeitigte. — Seine Stimme erfüllte die hohen und weiten Hallen mit einem ſanften, jedoch kräftigen Wohllaut.

Sein Thema war: „Was iſt Noth in der bewegten Zeit?“ Wie oft ſchon hatte Natalie Erbauung geſucht im Tempel, und dieſe weniger aus dem Prediger und ſeinen Worten, als aus dem, was die ganze Feier in ihrem Innern entwickelte und löste, ſchöpfen können. Meiſtens bewegte ſich der Redner in der Region des Dogmas nach einſeitiger Schul-Theologie, und blieb in der Sphäre hergebrachter Allge-

meinheiten, ohne das Heilige mit seinen Geheimnissen den Anliegen der Zeit, den täglichen Bedürfnissen des Menschenherzens näher zu bringen.

Jetzt war es ihr, als wenn ein brüderlicher, aber höher geläuterter Geist sie umfienge, als wenn ein Strom der Wahrheit und des Lichts ihren Geist durchdränge. Die Zerwürfnisse, von denen auch sie nach ihrer Weise Kunde nehmen mußte, sie standen in sprechenden Zügen vor ihr; klare Umrisse gaben ihr das täuschende Gefühl hellerer Einsicht; der Dämon der Selbstsucht, der in wandelnden Gestalten vom Völkerleben herab bis zum Daseyn des unbedeutendsten Menschen alle Verhältnisse zerrüttet, jedes gute Einvernehmen mit Andern, mit sich selbst zu zerstören trachtet, — er war kennbar gezeichnet.

Ihr schweifender Blick sah Alles um sich her von andächtiger Aufmerksamkeit durchdrungen. Nicht Erweckung weicher Gefühle war

des jungen Predigers Streben; dennoch fühlte sich Natalie von einer unwiderstehlichen Rührung durchdrungen. Es war der Geist der Wahrheit, der sie so ergriff; — er weckte zur klaren Anschauung, was dunkel in ihr lag; — Ansichten, Gesinnungen ihrer Familie, was je in denkwürdigen, entscheidenden Momenten der Zeit oder des eigenen Schicksals, der wunderbaren Führungen in Frage gekommen, — er sprach es gleichsam als ein seelenverwandter, verbrüderter Geist aus.

Wie nun dieses Gefühl und der kaum gewagte, flüchtige Gedanke an die nächste Zukunft sie recht in der Tiefe aufregte, so wehrte sie den mit süßer, wachsender Gewalt vordringenden Thränen nicht; sie wußte sich unbemerkt, und ließ sie in einer nie gefühlten Schmerzenswonne strömen. Dann erst fand sie sich erleichtert, ihre Seele gebadet, frei und geläutert.

Der Prediger wandte ſich zum Schluße. Es ſey — waren ſeine letzten Worte — doch in keinem Andern ein Heil, als in Demjenigen, der mit ſeinem Geiſt den Rath der Völker, den Sinn der Herrſcher und Gewaltigen, der Gemeinweſen und Familien, das Herz des einzelnen Sterblichen durchdringen möchte, mit dem Geiſt der Liebe, des ſittlichen Ernſtes, der Reinheit und Selbſtprüfung, der milden Nachſicht und hinwieder der höchſten Würde, des offenſten Freimuthes gegen die Verderbniſſe der Welt und des eigenen Innern, mit demjenigen Lichtgeiſt, ohne welchen die Weiſen der Welt ſich nur in Thorheit verwickeln und den Irrſalsknoten immer tiefer verſtricken. —

Nach dem „Amen" wagte Natalie ſich freier umzuſehen. Allgemeinen Antheil, tiefe Befriedigung, Zeichen inniger Bewegung las ſie in Blicken und Mienen, ſo weit ihr Auge reichte. Ein jungfräulich heller Gedanke, von dieſer ihr ſo hochverehrlichen Erſcheinung ge-

weckt, stieg in ihr auf. — Diese Predigt, — sagte sie sich mit erlaubter stolzer Freude an dem Redner, — war ja auch eine That, eine Leistung in bewegter Zeit, ein Abtrag an die Gemeinde. Wie hat sie diese Tausende mit *einem* Gefühl durchdrungen, in *eine* Ansicht vereint; wie mag sie Segen verbreiten und in vielen Herzen fortklingen, fortwirken!

Das vermochte ein junger, anspruchsloser Mann, ein sittlich bescheidener, demüthiger Zögling der Weisheit und Jünger seines Meisters, der Freund deines Herzens! — Möchte nur jeder Mensch in Dem bleiben und wirken, was seines Amtes ist, was sein Gewissen fordert, was seine reinste Seele füllt! — es wäre des Haders nicht mehr auf Erden! —

Wir wollen, wenn wir ihren Gedanken Worte geben, ihrem menschenfreundlichen Gemüthe nicht verargen, wenn es den unendlichen Streit der Welt auf so einfachem Wege lösbar glaubt.

Ist das Menschengeschlecht in Ruhe, während es des Schlafes pflegt, so könnte man es sich auch friedlich denken, wenn Jeder gewissenhaft das Rechte, das Nächste schafft.

35.

Der Kirchengesang goß seinen Balsam in ihre gefühlwunde Seele. Sie verharrte ruhig an ihrem Platze. Die Bänke entleerten sich. Am Ausgange drängten sich die Züge der Hörer; sie ließen ihren Empfindungen freien Lauf; es herrschte wohl nur eine Stimme über die herrliche Gottesgabe des jungen Gastpredigers, der mit einem gründlichen Studium die Erfahrungen eines noch jugendlichen, aber sinnig geführten Lebens und einen wunderbar hellen Blick in die großen und kleinen Geschicke zu verbinden wußte.

Die Schritte der Kirchengänger verhallten; — da wankte noch ein silberhaariger Greis durch den Gang hin; dort schloß eine alte Matrone ihren Stuhl, mit sich selbst redend, in innerlicher Zufriedenheit kopfnickend, daß ihre späten Tage durch einen jungen, weihevollen Geist noch so erfrischt worden.

Natalie saß ganz allein; die Orgel tönte noch, der Organist erging sich auf einem sanften harmonika-ähnlichen Register in melodischen Phantasien. Sie schaute umher, blickte an das hohe Gewölbe hinauf. So waren ihr diese Kirchenhallen noch nie erschienen; mit diesen Empfindungen hatte sie den alterthümlichen Bau noch nie betrachtet. Eine Mahnung, wie aus früher, einfältig-frömmerer Zeit stieg in ihr auf; die vergoldeten Ahnenschilder grüßten sie freundlich; die Säulenbäume wölbten die schlanken Aeste über ihrem Haupte.

Sie wandte sich am kunstreich verzierten Taufsteine vorüber gegen den Chor mit seinen

braunen, meiſterhaft geſchnitzten Beichtſtuhl-Reihen. Der hohen Chorfenſter farbenglänzende Schmelzmalereien feſſelten ſie; das faſt überirdiſche Helldunkel, eine Verſammlung alt- und neuteſtamentlicher Geſtalten, ſtimmte wohl zu ihrer Verfaſſung. Sie ſtand am Hochaltare, deſſen von Martin Schaffner's Künſtlerhand gemalte Bilder, die Verlöbniß der Maria darſtellend, ſie bedeutſam anſchauten.

Die Thüre der nahen Sakriſtei öffnete ſich; der Kanzelredner, ſeines prieſterlichen Gewandes entledigt, trat heraus und kam ihr unbemerkt näher. Betroffen blieb er, als er die weißgekleidete Jungfrau mit einem Blick auf die, unter dunkelbraunem, geſcheiteltem Haar hervorglänzende, klare Stirne erkannte, neben ihr ſtehen.

„Natalie!“ — redete er die Erſchrockene mit wankendem Ton an; — „Sie noch allein hier in den weiten Hallen! und ich darf Ihres

Anblicks froh werden! — Können Sie verzeihen?" —

Sie konnte kein Wort vorbringen. — „Wie hat Sie doch," — fragte er nach einigem Schweigen, — „die Predigt angesprochen?" — Sie blickte ihn sprachlos an; er las in ihren feuchten Augen sein Lob, seinen schönsten Lohn.

So standen sie noch eine gute Weile an bedeutsam heiliger Stätte. — Allmählig faßte sich das gute Geschöpf; sie sprachen über die nächsten Umgebungen des gothischen Tempelraumes, über die überaus holden Gestalten des Altarbildes, eines unverkennbar großen Meisterwerkes, und schritten langsam dem Ausgange zu.

In einander gegenseitig mit Gedanken und Empfindungen verloren durchwandelten sie den von uralten Linden beschatteten Kirchplatz. Recker sollte sich in der ersten Straße von dem geliebten Kinde trennen; er konnte nicht. Fremd in der Stadt und wohl nicht erkannt

im ſchlichten ſchwarzen Frack überwand er ſelbſt die etwaigen Bedenklichkeiten des ſtreng kirchlichen Anſtandes. Er begleitete ſie an ihre Wohnung.

Hier wollte er umwenden. — „Es möchte ſich," — ſagte er, — „nicht geziemen, daß ich in dieſer Stunde, wo ich Wahrheit zu verkünden bemüht geweſen, mich einer gewagten gefliſſentlichen Täuſchung ſchuldig bekenne, und von Ihrer Familie vielleicht hart darum angelaſſen werde."

Sie las in ſeinem Auge, daß es ihm damit nicht voller Ernſt war. — „Sie können" — erwiederte ſie, — „Buße und Abſolution zugleich holen." — Ihr holdſeliges Lächeln zog ihn unwiderſtehlich in die Thüre.

„Um Gottes Willen, Natalie! was thue ich? was ſoll ich ſagen?" — rief er, als ſie auf dem Vorplatze ſtanden. — Sie faßte ſeine Hand; er zog die ihrige an ſeine Lippen. Aber

— wie ein ſolcher Moment ſinnverwirrend alle Rückſichten überſpringt — ohne zu wiſſen, was er that, hatte er ſeinen Arm um die fromme Kirchengängerin geſchlungen. Sie konnte der ſüßen Gewalt nicht widerſtehen und ließ geſchehen, was ſie kaum für möglich gehalten hätte.

In dieſem Zuſtand ſeliger Aufregung konnten ſie nicht in's Wohnzimmer treten. Sie ſtanden eine Weile, flüchtig überlegte der Geiſtliche, was er denn vorbringen wolle; dann öffneten ſie verworren genug die Thüre.

Er wollte reden; aber nicht einmal ſtammeln konnte er. Beide ſtanden ſprachlos. Er reckte ſeine Hände nach den Aeltern wie abbittend aus. Der Vater zog ihn an ſeine Bruſt. Auch die ſonſt kältere, beſonnene Mutter wurde von der Scene überwältigt. Die Geſchwiſter wußten kaum, wie ihnen geſchah.

Lange dauerte es, bis man geordnete Worte

fand; von der unschuldigen Mystification war keine Rede, bis Necker selbst davon begann:

„Mein Freund von der Recke, — denn so heißt er wirklich, — bot durch seinen Namen selbst ein wenig die Hand dazu; ich konnte hinter diesem Halbräthsel einigermaßen Versteckens spielen. Sein ernstes, gerades, durch Leiden geprüftes Wesen ging aber nur ungern in meine Absicht ein; er war nur zur möglichst geringen Verstellung seiner eigentlichen Persönlichkeit zu bewegen; auch machte er zur Bedingung, daß er sich nachher nicht mehr sehen lasse. Er ist bereits nach München abgereist und will in Augsburg, welche Stadt manches Sehenswerthe darbietet, meiner warten."

Von seinem Vater hatte Necker einen herzlichen Brief zu übergeben, der manche erfreuliche Kunstaussichten eröffnete.

An das Lob seiner Predigt ließ der Bescheidene die Familie nicht kommen. „Es schmerzt

mich, davon zu hören," — ſagte er, — „wenn mir Etwas gelingt. Es iſt ja Gabe von oben; wir wirken Alles mit verliehener Kraft, und das Beſte, was wir wiſſen, iſt doch nur ein matter Abglanz des unendlich reichen Lebens der Natur und des Menſchenthums."

„Eines muß ich doch bemerken dürfen;" — wandte der Archivar ein; — „daß Sie nämlich in Ihren jungen Jahren dieſe Gabe wirkſamer Rede nicht erlangt haben würden, wenn Sie nicht Ihres würdigen Vaters Sohn wären. Die Kunſt war es, der Umgang mit erleſenen Werken, mit concentrirten Bemühungen begabter Meiſter, der ſie in den Irrſalen der Wiſſenſchaft, des Geſchmacks, des Lebens leitete, Ihren Sinn vor Zerſtreuung, auch wohl vor gelehrter Verflachung oder Verſenkung bewahrte."

„Ein Zug wurde in Sie gelegt, auf eine ähnliche bildende Art zu wirken, wie dieſe Künſtler. — Wer tüchtige, claſſiſche Werke lieb-

gewinnt und recht erkennt, der kann wohl unmöglich in einer andern Sphäre mit leeren Bildern sich begnügen oder hohlen Wortklang machen; er dringt nothwendig auf die Grunderscheinungen, auf den Kern des Lebens."

Necker verweilte nicht zu lange, und widerstand ihren Bitten, als Gast zu bleiben. „Ich muß allein seyn!" — sagte er, „oder wohl auch unter Solchen, die gar keine Ahnung haben, wie mir in meinem Innern ist. Ich sehne mich jetzt nach einer gleichgültigen Umgebung, um mir meines Schatzes, als eines in mir verborgenen Geheimnisses, recht bewußt zu werden."

Er trennte sich, nachdem er versprochen, sie Nachmittags auf einem ihrer Lieblingsgänge zu begleiten.

Natalie machte nach seiner Entfernung die Bedingung, daß, wenn sie zu Tische blei-

ben ſolle, kein Wort von Necker und ihrem Verhältniſſe zu demſelben geſprochen werden dürfe. — Es wurde dem Sonderling zugeſtanden.

36.

Der Vorfrühling ſchenkte einen lieblichen Nachmittag, wo die Natur aus ihrem Winterſchlafe, wie ein träumendes Kind aus ſeiner Wiege, lächelte.

Die Geſellſchaft wandelte am Fluſſe durch Buſchwerke und über Wieſen hinab zum Walde. In ſeinem Schooße war eine Freiung, wo der Waldſchütz ſeine Wohnung, und mit Vergünſtigung der Behörde eine kleine Wirthſchaft eingerichtet hatte. — Ein Lieblingsaufenthalt der Jugend, Heimat ihrer frühеſten Spiele und gymnaſtiſchen Uebungen, zu Blanks Zeit emſig aber nicht methodiſch, wie in der neueſten, betrieben. Er erinnerte ſich hier in

seine zarteſte Jugendjahre zurück. Solche Orte ſind es, die dem Gemüth ſagen, die Natur lebe, — dem Entfernten die Erwecker ſüßen Heimwehes, — nur durch die Kunſt einigermaßen zu erſetzen.

Im Verlaufe der Jahre hatte ſich die armſelige Wirthſchaft dem Zeitbedürfniſſe nachgebildet; das Häuschen war aus einer Krippe ein ſtattliches Haus im Walde geworden, die Lauben, Hütten, Tiſche hatten ſich vermehrt; nur mit Anlagen wurde die Natur verſchont. Einige maleriſch zerzauste Schuppen ſtanden noch; der Hauptcharakter, ſchöne Waldeinſamkeit, blieb.

Recker war bald mit den Aeltern oder Kindern, bald mit Natalien gewandelt. An dieſer wechſelnden Natur hoben ſich Geſtalt und Weſen des muntern Mädchens, wie an verändertem Hintergrunde, von verſchiedenen Seiten ab. Recker entdeckte immer mehr Reize ihrer äußern und innern Lebendigkeit; — ihr

launiges, ernſt komiſches Naturell, ihre eigenthümlichen, harmloſen Scherze traten, von den Umſtänden geweckt, höchſt ergötzlich hervor. Wenn ſie ein herzliches Lachen in ſich zerdrückte, ſo ſtrahlte ihm ein Himmel von Unſchuld aus ihren glänzenden Augen entgegen.

Man letzte ſich unter einer alten Eiche mit Milch und andern Erfriſchungen, und zerſtreute ſich dann in der Umgebung. Das Ehepaar, der Gaſt und die größern Geſchwiſter hielten ſich zuſammen. Ein breiter, durchgehauener Weg führte ans nahe Flußgeſtade. Aus der Enge tretend fand man die erweiterte Ausſicht auf die flimmernde Waſſerfläche ſehr wohlthuend; über den jenſeitigen Wald ragten Höhen empor, auf der letzten thronten Schloß und Kloſter. Die Phantaſie glitt auf den ſtrömenden Wogen thalabwärts, und wurde in ferne, ahnungsvolle Regionen geleitet.

Als ſie auf engem Waldwege zu den Ti-

schen zurückkehrten, trafen sie auf eine Gruppe von Männern. Es waren die Abendgenossen des Archivars, Regant, Anceps, Benvenuto und ein Paar andere Bekannte. Es war nicht auszuweichen; man begrüßte sich. Dem Archivar war ihre Anwesenheit nur halb erwünscht; er glaubte das stille Treiben durch ihren lauten, kecken Ton gefährdet, betrog sich aber dießmal in ihnen.

Die Stadtsage hatte sie mit dem Verdienste des ihnen vorgestellten jungen Geistlichen schon bekannt gemacht. Fremde und Frauenzimmer halten bei solchen Naturen Scherze und Sarkasmen in Schranken; sie wollen zeigen, daß sie nicht so seyen, wie man sie Beiden etwa geschildert haben konnte.

Das Gespräch führte auf die Liebhaberei des Archivars. Die Gattin hielt nicht zurück, daß jede Leidenschaft des Mannes für die Frau etwas Bedenkliches habe, und sie nie sicher sey,

ob nicht der nächste Tag eine Uebereilung und zu spåte Reue bringe.

„Liebes Weibchen!“ — sagte der Regant mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Artigkeit; — „Wir Männer häuten uns von Fehlern und Thorheiten; aber unter der alten Haut sitzt schon die neue, die wir seiner Zeit wieder abstreifen. So geht das Leben und Fehlen und Irren fort, bis wir uns nach der letzten Häutung in geflügelte Engelein verwandeln, und dem lieben Himmelein zufliegen, wo kein Fehl und Irrthum mehr ist.“

„Das ist die eine Seite,“ — fügte Benvenuto lächelnd bei, — „die andere ist die organische Verbindung unserer Eigenheiten und Uebereilungen mit unsern löblichen Interessen und Bestrebungen, ihr Verwachsenseyn mit unserm ganzen Wesen. Fehler und Schwächen soll man ablegen! — Das ist bald gesagt! Könnte man sie nur, wie Warzen, abbinden, wie Ueberbeine zurückdrängen, wie Kröpfe bei-

len. Aber nicht ſelten wäre eine radikale Operation des Fehlers nichts Geringeres, als eine Amputation des Kopfes.“

„So ſage ich: der Kunſtleidenſchaft liegt die Kunſtliebe zum Grunde, der Erwerbluſt das Bedürfniß des Umgangs, des täglichen Anſchauens, des Studiums.“

„Es ließe ſich“ — nahm Necker mit beſcheidenem Anſtande das Wort — „wohl auch noch ein anderer Geſichtspunkt aufſtellen, von welchem aus die Kunſtliebe ſelbſt in ihren leidenſchaftlichen Aeußerungen Beachtung und Schonung verdienen möchte. — Durch das Ergreifen mit verſchiedenen Sinnen wird bekanntlich uns ein Gegenſtand erſt recht weſenhaft und ſo im Ganzen die Welt objektiv und ein An ſich, die wir ſonſt für ein Traumbild halten könnten.“

„Die Künſte ſind aber eben ſo viele höhere Sinne, durch welche wir die Tiefe der Weſenheit und Schönheit aller Dinge ergreifen

und erſchauen. — Ein ganzer Menſch, ein durchgebildeter Geiſt ſoll in keiner Kunſt fremd, in allen möglichſt eingewohnt, mit den vorzüglichſten, der muſikaliſchen, der bildenden, der dichtenden mit Liebe, ja mit Enthuſiasmus, mit fühlendem, zuweilen leidenſchaftlichem Antheil einheimiſch, mit möglichſt vielen klaſſiſchen Werken inniger vertraut ſeyn, und immer mehr zu werden trachten, um ſeinen Standpunkt im Leben immer der lauterſten Offenbarung deſſelben, gleichſam der tiefſten Perſpektive des Daſeyns gegenüber zu nehmen. Die Künſte öffnen uns die Tiefen, den unergründlichen Reichthum der Schöpfung, die Wunder der Welt. Sie alle zuſammen ſind eine höhere Sprache."

Natalie hing mit ihrem Blick an des Redenden Mund; ſie bewachte jedes demſelben entfließende Wort. Nicht ohne Stolz und Freude bemerkte ſie, wie ſich ihr Liebling bei Allen ſchnell in zuneigungsvolle Achtung geſetzt hatte.

„Das ist ja" — sagte zweideutig lächelnd Anceps, — „recht schön und milde von unserm geistlichen Herrn, daß er die Gemäldewuth, das Kardinal-Lästerchen unsers Freundes so adelt, daß es eine Tugend, ja ein hohes Geistes-Erforderniß wird. — Ich möchte gern, wenn es anginge, auch meine unbedeutenden Schwächen und verzeihlichen Menschlichkeiten in Ihren Beichtstuhl bringen."

„Ernst bei Seite!" — unterbrach ihn der Archivar; — „Ich lasse mir die Apologie meines freundlichen Gewissensraths wohl gefallen. Wie wir Sinnen-Eindrücke zusammenfassen, um die Gegenstände recht sinnlich wahrzunehmen, so müssen wir Kunsteindrücke verbinden, um das Leben in seiner höchsten Bedeutung recht anzuschauen. Wer das lauterste Leben nicht kennt, der wird auch das gewöhnliche täglich mißverstehen; wem ein Kunstsinn fehlt, der wird bei Gelegenheit dieser Lebensseite wehe thun oder geschehen lassen."

„Nur ein von der Kunst recht durchdrungenes Gemüth weiß, was es um die Welt, was es um die weise Güte und Liebe des Weltgeistes ist.“

Das Gespräch, hierin erschöpft, wollte sich auf Politik und Zeitungsartikel wenden, da blies der Archivar zum Aufbruche. Man trennte sich unter anmuthigen Scherzen.

Natalie hatte in einer erhöheten Laube den Assessor wahrgenommen, wie er um vornehme ältere und jüngere Damen beschäftigt war. Das ist doch — sagte sie bei sich selbst — viel mehr sein Element, als wenn er sich zu dir — herabläßt. — Er schien eine Begegnung geflissentlich vermieden zu haben.

Die Familie bewegte sich, als der Abendhimmel rosenfarb- anflog, heimwärts. Die Jüngern hüpften wie die Lämmer über Stock und Stein; auch die Größern mischten sich darunter. Natalie erschien Neckern in sol-

chen Momenten unschuldigen Muthwillens viel jünger, und noch wie zwischen Kind und Jungfrau. Er sah sich hier im friedlichsten Kreise, der seinen ernsten Lebenszweck auch durch harmlose Scherze und naturgemäße Erholungen zu erheitern wußte.

Zu Hause wartete etwas Neues auf den Kunst-Enthusiasten. — Der Postpacker hatte ein Kistchen gebracht; der darauf bemerkte Inhalt mahnte diesen an ein Trinkgeld; er wollte es nicht bis morgen liegen lassen. Es trug das Postzeichen: Rom, und enthielt ein Gemälde. Schnell wurde es mittelst Zange und Hammer geöffnet, und gegen das eindringende Abendlicht gehalten. Es war eine heilige Familie in einer anmuthigen Landschaft. Ein altes, nachgedunkeltes Bild, in den Hauptpartieen ziemlich wohl erhalten, einfach und edel gedacht. — Dabei ein Schreiben vom Grafen N.; — er hatte es in dem Gebirge von Frascati bei einer Winzerfamilie gefunden und ge-

gen eine Kopie, die ein in seiner Begleitung reisender Maler in demselben düstern Ton verfertigte, und gegen einen Geldzuschuß erstanden.

Ein sonderbarer, erfreulicher Umstand fiel, als der Archivar mit einem feuchten Schwamme darüber fuhr, allen sogleich auf. Das Gesicht der Madonna hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Natalien. Recker sprach es zuerst aus; — „Ich weiß das am besten!“ — rief er. — „Sie sind die lebende Gestalt zu gewohnt; mir sind beide fast gleich neu und frisch. — Der Graf hatte das unbestimmt auch in seinem Brief angedeutet, was Natalien doppelt schmeichelhaft war.

Blank freute sich still über diesen unverhofften Kunsterwerb, denn schon dachte er, wie er dem alten, das Bild bedeckenden, Schmuz beikommen wollte. Er hatte nichts von dieser Art in seiner Sammlung.

Recker verlor sich, als man es bei Licht näher betrachtete, mit seinem Blick ganz in diese Gestalten.

„Eine heilige Familie!" — sagte er; — „Sie ist doch das Urbild aller Gemälde, wie sie auch im Leben der Typus aller Vereine, aller reinmenschlichen Erscheinungen ist."

„Der treue, vertrauende, sorgsame Pflegvater, die Mutter in unbewußter, verstandesklarer Holdseligkeit, das Kind mit seinen hellen Feuerblicken; — ein freundliches Beisammensein, die kleinste Sozietät; aber von ihr aus ging ein Licht in alle Welt, zu allem Volk; Jahrhunderte, Jahrtausende haben sich, nach der Wirksamkeit des göttlichen Geistes dieses Kindes gestaltet. Die Welt trägt in ihrem besten Theile sein Gepräge."

„Wenn ich es so betrachte, so erscheinen mir alle andere historische Bildwerke, alle Darstellungen von Thaten, Tugenden und La-

ſtern, Ereigniſſen, Segen und Fluch, Glück und Unglück nur als verſchieden gebrochene, bald finſtre, bald grelle Farbenſtralen dieſes einen Lichts, und ich ſehne mich aus der vielgeſtaltigen Welt in dieſen einfachen Kreis zurück."

„Eine heilige Familie!" — rief er in faſt leidenſchaftlichem Tone, — „eine ſelige Ruhe der Gegenwart, ein Inbegriff der ſchönſten Hoffnungen! — wer das erringt!"

Er wandte ſich bewegt, mit einem innigen Blick auf die gute Tochter, gegen die Aeltern.

Der Tag ſeiner Abreiſe rückte heran. Gegen den Herbſt wollte er wiederkommen. Am letzten Abende zeigte der Archivar ſein altes Bild vor; es war gereinigt; Freude und Verlangen hatten ihn zum Erfinder gemacht, Palmieri's infernaliſche Subſtanzen durch eine ſinnreiche Miſchung zu mildern. Er verſuchte; es gelang.

Vor den Augen der Seinigen und Neckers überfuhr er das Bild mit Glanzfirniß. Ein-

Ausruf der Ueberraschung ertönte aus Aller Mund. Es war das herrlichste Leben, in Raphaelischer Einfalt und Tiefe gedacht.

„Das ist wahre Kunst!“ — rief Blank; — „keinen Atom Stoff zu viel, und diesen mit Seele durchdrungen, vergeistigt! — So schuf Raphael!“ — —

„Mein geliebter junger Freund! mein theurer Sohn!“ — sagte er in der Viertelstunde des Scheidens; — „Lassen Sie uns doch stets nur am Rechten, Tüchtigen mit tiefem Ernste hangen! Nur was wir recht schauen und erkennen, ist unser; nur was wir redlich und einsichtig wirken, sind wir. Lassen Sie uns alle unheimliche Winkel, alle lärmende Tummelplätze, wie im Leben, so auch in der Geisterwelt, fliehen! Lassen Sie uns fern bleiben, von dem Treiben der Parteien! Nichts ist abgeschmackter, als sich Einsicht und Stimme zutrauen, wo die Ignoranz am Tag ist, weil alles Fundament fehlt. Lassen Sie uns beob-

achten, lernen, denken, ſchweigen, und nur alsdann ſprechen, wenn uns das redliche Herz voll iſt, wenn Zeit und Umſtände den Mann und ſein Wort fordern. Alles berufloſe Reden und Handeln wollen wir meiden, weil es thöricht und ſchlecht, weil es unſchön und abgeſchmackt iſt!“

Sie umarmten ſich. Recker küßte Alle, nur Natalien nicht. Sie begleitete ihn unter die Thüre des Hauſes.

„Du mein!“ — rief er — „holdes Geſchöpf! — liebes Kind guter Aeltern! — Himmel, du ſchaueſt aus tauſend Augen auf mein Glück! — Natalie! blicke doch zuweilen zu dieſen Sternen hinauf; ſie begleiten auch Den, der Dich als ſein Liebſtes auf Erden im Herzen trägt.

Ihre Thränen miſchten ſich zu einem Strom ſeliger Liebe.

Das Bild des Geliebten entſchwand ihr im Dunkel der Nacht.

Ende des zweiten Bandes.